



Logbuch

kreuzer-Sonderheft zur Frankfurter Buchmesse 2025

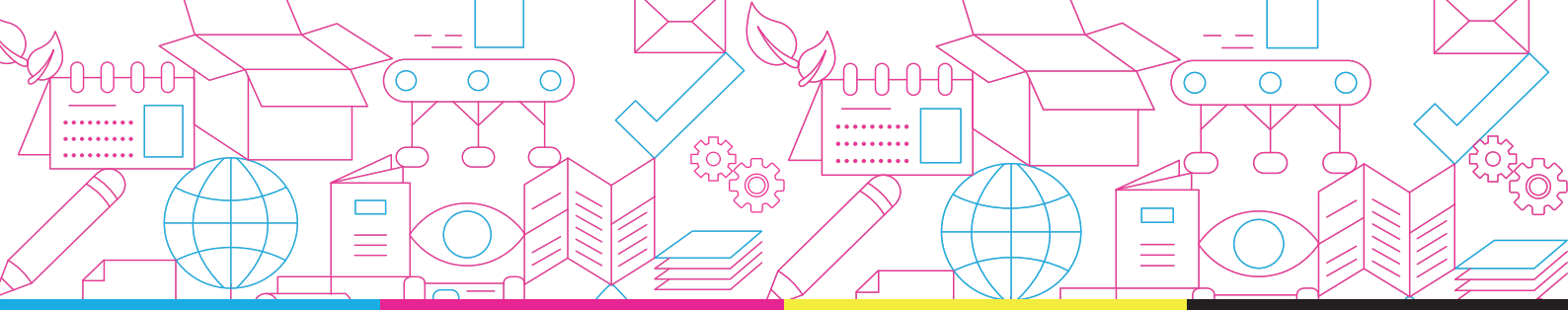
kreuzer-leipzig.de

Tradition im Jetzt

Die Philippinen zu Gast in Frankfurt

journal
FRANKFURT

SAX
SACHSEN ANTIKEN VERLAG



IHR DRUCKPARTNER AUS PRAG STELLT SICH VOR

PRODUKTVIELFALT AUF HÖCHSTEM NIVEAU

Printprodukte aller Art – in mittleren Auflagen. Wir bieten Ihnen die Komplettproduktion aus einer Hand. Den Möglichkeiten sind kaum Grenzen gesetzt:

- Geheftete oder geklebte Magazine
- Kataloge
- Broschüren und Geschäftsberichte
- Faden- oder Softcover Bücher mit diversen Veredelungen
- Schulbücher und Arbeitshefte
- Kreative Drucklösungen

UNSERE TECHNOLOGIEN

BOGEN OFFSET

- 2x Heidelberg CX 102 5L
- 3x XL 106 8P inkl. CUT STAR Rollenanleger

ROLLEN OFFSET

- Komori 38 / 925 S LED UV (einmalig in Europa)

DIGITAL DRUCK

- HP Indigo
- Canon varioPRINT iX3200

ENDFERTIGUNG
Rückstichheftung
Klebebindung
Fadenbindung
Kalenderbindung



Vertrauen Sie uns Ihr Druckprojekt an
– viele andere deutsche Kunden machen es bereits!

Herr Jakub Švehlík
Vertriebsmanager Deutschland
+420 – 778 788 554
jakub.svehlik@akontext.com

Herr Martin Petras
Geschäftsführer
+420 – 602 204 774
martin.petras@akontext.com

www.akontext.cz
www.trianglprint.cz

Liebe Leserinnen und Leser,

Ihre größte Sorge ist, ob Ihre wohlgeordnete Büchersammlung nach Größe, Farbe, Genre oder nach Autorennamen (also auf die einzig wirklich richtige Weise) sortiert sein sollte? Dann stellen Sie sich mal vor, Sie hätten permanente Angst vor Wasserschäden. So könnte es Ihnen auf den Philippinen, dem diesjährigen Gastland der Frankfurter Buchmesse, gehen: »Seit mindestens zehn Jahren ist es klar: Die Taifune werden häufiger und heftiger, einige Leute müssen sich darauf einstellen, dass sie jedes Jahr überflutet werden. Mich hat ein Student beeindruckt, der seine Bücher nicht mehr in Regalen aufbewahrt, sondern in wasserdicht abgeschlossenen Boxen. Ein Ausmaß von Ausgesetztheit, das man sich hier nicht vorstellen kann«, bemerkt Annette Hug in Bezug auf den Inselstaat. Was die Übersetzerin und Philippinen-Kennerin sonst über Climate Fiction, Übersetzungen und die Sprachenvielfalt der über 7.000 Inseln zu erzählen weiß, lesen Sie in unserem großen Gastland-Interview (S. 8). Dort erfahren Sie auch, wieso uns dieses Land viel näher ist, als wir vielleicht vermuten würden, und was das mit dem philippinischen Nationalhelden José Rizal zu tun hat. Dieser zählt auch 130 Jahre nach seinem Tod zu den meistgelesenen und -übersetzten Autoren der Philippinen.

Doch auch die gegenwärtige Literatur des Gastlands hat es in sich und schreckt weder vor sozialkritischen Themen noch politischen Inhalten zurück. Zudem wird schon lange nicht mehr nur auf Spanisch oder Englisch geschrieben. Seit gut zehn Jahren werden die verschiedenen Muttersprachen im Schulunterricht und damit auch in den Verlagen gefördert. Literatur erscheint auf den Philippinen also immerhin in etwa 20 Sprachen – von insgesamt 183 im Land gesprochenen. Von der vielfältigen, von ureigenen Mythen durchzogenen Literatur können Sie sich im Beitrag über philippinische Graphic Novels (S. 14) und in den Gastland-Rezensionen (S. 12) einen Überblick verschaffen. Kampfhähne werden zu Monstern, Mädchen zu Krokodilen, was will man mehr!

Und auch im deutschsprachigen Literaturbetrieb ist seit der letzten Buchmesse in Leipzig viel passiert: Unser umfangreicher Rezensionsteil lotst Sie ab Seite 30 durch das Meer der Neuerscheinungen. Dorothee Elmiger (nominiert für den Deutschen Buchpreis 2025) und Anja Kampmann sprechen zudem ausführlich über ihre neuen Romane, die den Horror des Dschungels (S. 16) und die Schrecken des Dritten Reichs aus weiblicher Perspektive (S. 24) einfangen.

Neben den großen Namen im Heft, zu denen sicher auch der Verbrecher-Verlag gehört, der seinen 30. Geburtstag feiert (S. 6), möchten wir Ihre Aufmerksamkeit aber auf die (noch) kleinen Schmankerl lenken: Kulturregen Berlin hat ein Projekt zur Sichtbarmachung unsichtbarer Behinderungen und Krankheiten ins Leben gerufen und die Betroffenen selbst melden sich literarisch zu Wort – hier erhalten Sie eine exklusive Leseprobe (S. 18). Außerdem geht ein neuer Literaturpreis an den Start und widmet sich den jungen Leserinnen und Lesern: Beim »Buchfink Leipzig« können Sie noch bis Ende Oktober Ihre Stimme für eines der drei hier vorgestellten Bücher abgeben (S. 15). Apropos junge Menschen: Die Autoren Dinçer Güçyeter und Johannes Herwig besuchen regelmäßig Schulen, kommen mit den Schülerinnen und Schülern ins Gespräch und berichten dabei durchaus Positives (S. 22).

Lassen Sie sich also nicht nur von den negativen Schlagzeilen der vergangenen Monate herunterziehen, sondern gönnen Sie sich auch ein kleines Stück Hoffnung, ist diese doch nicht zuletzt auch immer in der Literatur zu finden.



JOACHIM KERN, ALEXANDRA HUTH
literatur@kreuzer-leipzig.de



282 S. | Geb. | € 26,- | ISBN 978-3-406-82973-4
Auch als Hörbuch

«In perfekter Balance zwischen lakonisch und herzerreißend wird hier ein Leben in diesem furchterlichen 20. Jahrhundert erzählt.»
Elke Heidenreich



191 S. | Geb. | € 24,- | ISBN 978-3-406-83704-3

«Herzergreifend und so traurig und auch komisch, was ja die absolute Kunst ist.»
Monika Helfer

Inhaltsverzeichnis



FOTO: NANA DIEHL

06

14



COPYRIGHT: TRESE 3



FOTO: GEORG GATSAS

16

IMPRESSUM

kreuzer Spezial – Die Herbstausgabe des *logbuch* 2025 erscheint als Gesamtbeilage im Oktoberheft von *kreuzer* und *Journal Frankfurt* sowie in der Aboauflage von *Sax Dresden*

Herausgeber: KREUZER Medien GmbH Leipzig

Verlagsleitung: Egbert Pietsch, Tel. (0341) 2 69 80 70

Chefredaktion: Benjamin Heine (V.i.S.d.P.)

Redaktion dieser Beilage: Alexandra Huth, Joachim Kern, Franziska Reif

Gestaltung/Satz: DIE WERFT – Kommunikationsdesign, Tanja Schreiber Kirmse

Produktionsleitung: Andrea Kathrin Kraus, Tel. (0341) 2 69 80 42

Texte von: Elske Beckmann, Alexander Böhle, Thorsten Bürgermann, Eva Burmeister, Sven Crefeld, Anne Hahn, Marcel Hartwig, Benjamin Heine, Claudia Helmert, Leon Heyde, Alexandra Huth, Maurus Jacobs, Hannah Katanek, Torsten Kellner, Joachim Kern, Johanna Klima, Anna Kow, Nastasja Kowalewski, Andrea Kathrin Kraus, Naima Latus, Maike Lindemann, Martina Lisa, Tünde Malomvölgyi, Hartmut Mangold, Karoline Marx, Tobias Prüwer, Manja Reinhardt, Jennifer Ressel, Linn Penelope Rieger, Marie Rosum, Britt Schlehahn, Michelle Schleimer, Hanna Schneck, Colin Schröder, Suse Schröder, Joachim Schwend, Luna Sicat Cleto, Leon Tiemeier, Frank Willmann, Anika Zegowitz

Fotos von: Archiv S. Fischer Verlag, Michael Bühner, CSC – Cineteca Nazionale, Nane Diehl, Georg Gatsas, Christiane Gundlach, Institut für Buchkunst, Gina Osterloh, opere.in.chiaroscuro, Photo courtesy of Philippines Guest of Honour Frankfurt Book Fair 2025, Annemone Taake, Wikimedia

Nicht immer gelingt es, die Rechteinhaber von Fotos zweifelsfrei zu ermitteln. Berechtigte Anspruchsinhaber wenden sich bitte an den Verlag.

Titelbild: Wawi Navarroza (Foto), Tanja Schreiber Kirmse (Layout)

Bildredaktion: Christiane Gundlach, Tel. (0341) 2 69 80 43

Repro: Marcel Noack, Tel. (0341) 2 69 80 43

Anzeigen: Egbert Pietsch, Tel. (0341) 2 69 80 70

Mölly Follenius, Tel. (0341) 2 69 80 12

Marlene Welzel, Tel. (0341) 2 69 80 10

Lysann Schläpke, Tel. (0341) 2 69 80 11

Vertrieb: Mike Gottfried, Tel. (0341) 29 80 60

Druck: www.akontext.com, Prag

Adresse: *kreuzer* – Das Leipziger Stadtmagazin,

Karl-Liebknecht-Str. 36, 04107 Leipzig,

Tel. (0341) 2 69 80-0, www.kreuzer-leipzig.de

kreuzer erscheint monatlich, Einzelpreis 4,90 €, Abo Inland 49 €. Es gelten die Geschäftsbedingungen des *kreuzer*.

MAGAZIN

- 06 »Wir kamen da nicht mehr raus«:** Kristine Listau und Jörg Sundermeier über 30 Jahre Verbrecher-Verlag
- 07 Nimmt Abschied:** Nach über 20 Jahren schließt der Berenberg-Verlag seine Türen
- 08 »Eine widerständige Literatur«:** Übersetzerin Annette Hug über philippinische Klassiker und Sprachenvielfalt
- 12 Erlesen:** Ausgewählte Buchempfehlungen aus dem Gastland Philippinen
- 14 Kantig und kunstvoll:** Der Dantes-Verlag gibt philippinische Comics heraus
- 15 »Alle lesen gemeinsam ein Buch«:** Anna Stemmann über den neuen Kinderbuchpreis Leipziger Buchfunk
- 16 »Von Gewalt geprägt«:** Dorothee Elmiger über ihren Roman »Die Holländerinnen« und das Erzählen gegen die Angst
- 18 Aus dem Unsichtbaren:** Das inklusive Projekt »Unseen Lives« mit einem Textauszug von Maike Lindemann
- 20 »Menschen sind unschlagbar«:** Illustrator Michael Mantel über die Nachteile von KI bei Kinderbüchern
- 22 Bedürfnis nach Kontakt:** Die Autoren Johannes Herwig und Dinçer Güçyeter bringen Literatur in die Schule
- 24 »Eine extrem lebendige Figur«:** Anja Kampmann über ihre Protagonistin Hedda in »Die Wut ist ein heller Stern«
- 26 Setzt Akzente:** 70 Jahre Institut für Buchkunst an der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst
- 28 Genaue Beobachterin:** Ein besonderes Glossar zu Jane Austens 250. Geburtstag
- 29 Symbol und Rhythmus:** Rainer Maria Rilke zum 150. Geburtstag | Kämpfer gegen die Bourgeoisie: Pier Paolo Pasolini zum 50. Todestag



»New Pleasures« ©Wawi Navarroza, 2022.
Courtesy of the artist and Silverlens Gallery (Manila/New York) and
Kristin Hjellegjerde Gallery (London/Berlin/West Palm Beach)



FOTO ANNEKÖNIG TAKE

18



FOTO CHRISTIANE GUNDLACH

24

REZENSIONEN

30 Belletristik

Dorothee Elmiger, Percival Everett, Leon Engler, Bora Chung, Caroline Wahl, Jean-Marie Gustave Le Clézio, Clemens J. Setz, Rebecca F. Kuang, Emilia Hart, Angela Steidele, Leif Randt, Claudia Lanteri, Jonathan Coe, Marco Wanda, Arturo Pérez-Reverte, Christoph Nußbaumer, Kaśka Bryła, Esther Becker, Ana Drezga, Marko Dinić, Sarah Kuratle, Anja Kampmann, Zhang Yueran, Sabine Schönfellner, Annette Pehnt, Daniela Dröscher, Katriona O'Sullivan, Sophie Morton-Thomas, Fabian Vogt, Monika Kim, Johanna Frid, Lara Haworth, Jan Costin Wagner, Sabine Eschbach, Karsten Krampitz, Gabrielle Filteau-Chiba, Mieko Kawakami, Susanna Hast, Karin Michaëlis, Kate Chopin, Anne Serre, Jasmin Ramadan, Yasmina Liassine, Gaea Schoeters

48 Sachbuch

Maximilian Probst/Ursina Tossi (Hg.), Alexander Leistner/Barbara Thériault/Manja Präkels/Tina Pruschmann, Robert Feustel/Gregor Ritschel, Frauke Angel/Nadine Prange, Sonja Eismann, Valentin Groebner, Linn Penelope Rieger, Gesa Kessemeier, Farina Graßmann/Cornelis Jettke, Benny Morris, Ilko-Sascha Kowalczyk/Bodo Ramelow, Heike Behrend, Rolf Cantzen, Richard Rorty, Anna-Josepha Stahl/Henning Gutfleisch/Max Wevelsiep/Patrick Viol/Sebastian Gräber/Tarek Probst (Hg.), Steffen Dobbert/Ulrich Thiele

56 Kunst

Kirsten Angermann, Sigrid Jacobeit (Hg.), Anna Lux/Jonas Brückner, Dawn Hoskin

58 Comic

Roberto Grossi, Olivier Schrauwen, Edogawa Rampo/Suehiro Maruo, Arkadi Strugatzki/Boris Strugatzki/Veiko Tammjärv, Kokopello, Patrick Delperdange/André Taymans, Fred Duval/Ingo Römling

62 Kinder

Dita Zipfel/Finn-Ole Heinrich/Nele Brönnner, Karim Ouaffi/Mikankey, Roksana Jędrzejewska-Wróbel/Adam Pękalski, Kai Lüftner/Friederike Ablang, Jimena Tello, Phoebe Wahl, Valerie Thomas/Korky Paul, Claudia Gürtler/Renate Habinger, Sarah Knausenberger/Kerstin Marie Backes, Mareike Krügel/Anna Schilling

66 Letzte Seite: »Hier« | »Dito« –

Ein Gedicht von Luna Siat Cleto, übersetzt von Annette Hug

Das logbuch-ePaper wird unterstützt von 1000°. www.1000grad.de

„L10“

Oktober

2025

MI / 8.10. / 19.30 UHR

Die Ukrainische Bibliothek

Mit Tanja Maljartschuk, Yuri

Andruchowytsch & Marcel Beyer

DO / 9.10. / 19.30 UHR

Thomas Strässle »Fluchtnovelle«

DI / 14.10. / 19.30 UHR /
Stadtbibliothek

Buchstadt Leipzig

Christine Koschmieder & Domenico

Müllensiefen in Lesung und Gespräch

MO / 20.10. / 19 UHR /
Dt. Nationalbibliothek

Israel 1948 bis heute.

Ein Land an der Grenze

Mit Omri Boehm & Meron Mendel

DI / 21.10. / 19.30 UHR

Christian Baron »Drei Schwestern«

MI / 22.10. / 19 UHR

Schreiben und Identität
im politischen Asyl

Mit Irina Scherbakowa & Najem Wali

MO / 27.10. / 19.30 UHR

Erling Kagge »Mein Nordpol«



www.literaturhaus-leipzig.de

Literaturhaus Leipzig e. V.

Gerichtsweg 28, 04103 Leipzig

kontakt@literaturhaus-leipzig.de



FOTO: NANE DIEHL

»Wir haben jeden Fehler mitgenommen«

Der Verbrecher-Verlag wird dreißig – denn sie wissen, was sie tun

Flanierender Mensch! Kommst du nach Berlin-Kreuzberg 61 und stößt auf die Gneisenaustraße, musst du dich in der Nummer 2 durch zwei bunte Hinterhöfe und einen Treppenaufgang bemühen, und schon stehst du vor den Räumen des Verbrecher-Verlags, gelegen im Mehringhof, einem Ort legendärer linker Kultur. Seit 2003 ist der Verlag hier fest verankert, der in diesem Jahr sein 30-jähriges feiert. Gegründet von Jörg Sundermeier und Werner Labisch, heute geführt von Kristine Listau und Sundermeier. Mehrfach ausgezeichnet und von der Bücherlandkarte nicht wegzudenken: Über 500 Bücher brachten die Verbrecher bisher heraus – Belletristik, Sachbücher, Comics, Wissenschaft, Kunst.

Das *logbuch* sprach mit Kristine Listau (im Foto 2. v. l.) und Jörg Sundermeier (1. v. l.) im Mehringhof über das Büchermachen.

Wo und wie fing die Verbrecherei an?

SUNDERMEIER: Wir wollten uns ursprünglich nur als Verlag ausgeben. Dann kamen wir aus der Nummer nicht mehr raus. So wurde Dietmar Daths »Cordula killt dich!« 1995 unser erster Roman, damals noch mit dem Doppelsitz Berlin und Bielefeld. Verlags-sitz war das Studentenwohnheim von Werner (Labisch, *Anm. d. Red.*). Beahlt haben wir die ersten Bücher von angespartem Geld.

Was waren Ihre frühen Ziele?

SUNDERMEIER: Gute Literatur rausbringen. Anfangs waren wir etwas verwundert, wie viel Geld man dabei verlieren kann, wenn man gute Literatur herausbringt. Daneben haben wir jeden Fehler mitgenommen, den man machen kann. Das wurde ab 1999/2000 besser.

Warum Verbrecher-Verlag?

SUNDERMEIER: Wir wollten künftige Autoren und Autorinnen darauf hinweisen, dass sie dem Verlag nicht vertrauen dürfen. Wer trotzdem bei uns veröffentlichte, war selber schuld. Ursprünglich wollten wir Manuskripte exklusiv zum Lesen bekommen, aber sie niemals verlegen.

Wie sind Sie im Mehringhof gelandet?

SUNDERMEIER: Wegen der Traglast der Böden sagten wir sofort Ja, als uns vor 22 Jahren die Räume angeboten wurden. Hier kann man sogar mit einem Gabelstapler herumfahren. Daneben sind im Mehringhof viele zerstrittene Linke untergebracht, da passen wir super rein.

Wieso sehen Ihre Cover so dunkel aus?

LISTAU: Wir pflegen das Zweifarbensystem. Hintergrund Farbe X, Buchstaben Farbe Y. Man hat den Namen der Autorin oder des Autors, den Titel des Buches und vielleicht noch das Genre, mehr muss man nicht wissen. Nachdem uns häufig diverse Buchhändlerinnen und -händler angefleht haben, Bilder zu benutzen, weil Bücher mit Bildern drauf sich besser verkaufen, brechen wir das nun gelegentlich.

Wie ist Ihre ökonomische Situation?

LISTAU: Angespannt, aber noch gut. Insgesamt geht es dem Buchhandel momentan schlecht, dem verbreitenden und dem produzierenden.

Wie viel Prozent Ihrer Bücher sind fremdfinanziert?

LISTAU: Circa 40 Prozent, besonders wissenschaftliche Werke, weil dort die Verkaufs-

zahlen oft nicht reichen, um eine Deckung der Kosten zu bekommen. Wir legen Wert darauf, das Geld nicht von Autorinnen und Autoren, sondern von Institutionen zu nehmen.

Haben Sie einen verlegerischen Traum?

SUNDERMEIER: Unsere Autorinnen und Autoren und uns selbst gut zu bezahlen. Persönlicher Traum: Haus am See.

Wie sehen Sie Ihre Rolle im Geschäft?

SUNDERMEIER: Den ganzen Werbequatsch zu machen, auf den Schreibende keine Lust haben. Sich für den Verlag sehen zu lassen, sich öffentlich zu exponieren, den Werbecrown im Sinne der Sache zu geben. Wir kämpfen für strukturelle Verlagsförderung, sitzen in diversen Gremien zur Buchförderung und möchten mit unserem Verlag eine tolerante und freundliche Gesellschaft und den Zusammenhalt fördern.

Sollte der Staat Verlage finanziell fördern?

LISTAU: Wenn er VW fördert und diverse Großkonzerne, haben es Verlage und kulturelle Einrichtungen aller Art auch verdient. Die Vielfalt der deutschen Verlage und ihre Genres sind schützenswert.

Lesen die Leute im Jahr 2459 noch Bücher?

LISTAU: Wenn es dann die Erde noch gibt, wird Papier weiterhin Träger komplizierter Gedanken sein. Adorno kann man nicht auf dem Handy lesen.

Gibt es etwas Urlaub für Sie? Was lesen Sie im Urlaub?

SUNDERMEIER: Urlaub ja. Mein erstes Buch ist immer ein Krimi, am liebsten von Dominique Manotti. Dann komme ich wieder rein ins andere Lesen. Es kann auch passieren, dass ich im Urlaub ein Buch für den Verlag fertig lektoriere.

LISTAU: Ich lese privat am liebsten Science-Fiction. Ich gehe immer vor dem Urlaub in die Kreuzberger Buchhandlung Otherland, lasse mich beraten und nehme mindestens drei Schinken mit. Zwei bis drei Manuskripte habe ich immer dabei, für Bücher muss Platz im Koffer sein.

Frau Listau: Wen mögen Sie lieber, Spartak oder Dynamo Moskau?

(Listau singt): Eintracht Frankfurt. Als Studentin bin ich der Eintracht sogar auswärts gefolgt.

Herr Sundermeier: Union Berlin oder Hertha BSC?

SUNDERMEIER: Auf jeden Fall Union. Obwohl Union nur das halbe St. Pauli ist.

INTERVIEW: FRANK WILLMANN

Nicht für die Ewigkeit

Nach über zwanzig Jahren gibt der Berenberg-Verlag aus Berlin nun seine Schließung bekannt

Im Mai dieses Jahres sah alles noch ganz anders aus: »Nach zwanzig Jahren gönnen wir uns eine Zäsur«, schreibt Heinrich von Berenberg im Herbstkatalog 2025 des Berenberg-Verlags. Hier spricht er noch von einer Pause – zum Innehalten, zum Zurückschauen, zum Nachdenken über die Zukunft. So solle der Herbst die erinnerungswürdigsten Früchte der Verlagsgeschichte in einer Rückschau präsentieren, sowohl Best- und Good-Seller als auch »echte No-Seller«, wie Berenberg scherzend schreibt.

Im Jahr 2004 gründeten Petra und Heinrich von Berenberg den gleichnamigen Verlag, der sich ursprünglich auf autobiografische, biografische sowie Essay- und Memoiren-Literatur spezialisierte. Ab 2010 beinhaltete das Programm auch deutschsprachige und internationale Belletristik, wie Werke der Wilhelm-Raabe-Literaturpreisträgerin Christine Wunnicke oder des kolumbianischen Autors Héctor Abad Faciolince. Seit seiner Geburtsstunde widmete sich der Verlag einer Sache mit vollem Herzen: der Produktion eleganter, schöner Bücher, die Heinrich von Berenberg auf der Verlagswebsite selbst als »gestalterisches Meisterstück« beschreibt.

Dass der Berenberg-Verlag nun komplett schließt, ist eine Überraschung. Bis auf Gemunkel in der Verlagsbranche war öffentlich von einer Auszeit die Rede. »Einer der Gründe liegt in der einfachen Tatsache, dass ich Jahrgang 1950 bin und mir meine eigenen Überlegungen machen musste, wie lange auf diese Art und Weise der Verlag noch weitergeführt werden kann«, erzählt Heinrich von Berenberg dem *logbuch*. »Ich habe mit meinen Kolleginnen lange darüber gesprochen und wir haben Anfang des Jahres beschlossen, dass wir eine Pause machen.«

Doch auch andere Anlässe bewegten zu einem Luftholen. Die Aufgabe, die Berenberg in seinem kleinen Verlag ursprünglich sah, sei die Entdeckung von Neuem gewesen. Allerdings war es zunehmender Druck, der die Tätigkeit im Verlag mehr und mehr prägte. »Als kleiner Verlag sind wir auch immer mehr in diesen Zwang geraten, in jedem Programm einen Bestseller präsentieren zu müssen, der imstande ist, den Rest des Programms herauszureißen und unsere Kosten im Rahmen zu halten.« Diese Notwendigkeit in der Programmgestaltung ist kein neues Problem in der Verlagswelt. Schuld daran sind unter anderem erhöhte Papier- und Energiekosten, sinkende Verkaufszahlen und die Konkurrenz durch Netflix, Instagram und Co. Schon im Oktober 2024 berichtete der Deutschlandfunk über

die Bedeutung von Bestseller-Produktionen, die selbst größere Verlage retten würden – denn trotz anderer erfolgreicher Bücher seien Bestseller das Hauptgeschäft.

Die Auszeit sei nun dazu genutzt worden, um über die Zukunft nachzudenken. Auch die Veränderungen in der Buchbranche mussten dabei berücksichtigt werden. Vor allem Social Media hat für die jüngeren Zielgruppen eine hohe Relevanz. Schon im Jahr 2022 zeigte sich ein gestiegenes Kaufverhalten der 16- bis 29-Jährigen, auf das Plattformen wie TikTok und Instagram einen wesentlichen Einfluss haben. Dies bewies eine Studie des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels und des Buchgroßhändlers Libri. Ein Verlag wie der von Heinrich von Berenberg profitiert davon jedoch kaum, da dessen Leserschaft weniger aus jüngeren Menschen besteht.

Dennoch sieht Berenberg auch das Potenzial der sozialen Netzwerke, das dem Verlag hätte zugutekommen können. »Für kleinere Verlage ist Social Media ein wichtiges Thema, aber dazu hätten wir neues Personal einstellen müssen.« Ebenfalls reflektiert der Geschäftsführer das verspätete Aufspringen auf die Paperback-Produktion. So erklärt er: »Wir haben vor fünf Jahren, meiner Ansicht nach ein bisschen zu spät, damit angefangen – aber es hat uns sehr geholfen, denn so konnten wir etwas Selbstverwertung betreiben und auch Bücher machen, die ein bisschen aktueller waren.«

Die Entscheidung, den Berenberg-Verlag zu schließen, war trotzdem keine abrupte. Schon 2024 kamen entsprechende Überlegungen auf, doch stattdessen entschied man sich für ein Frühjahrsprogramm und für einen Aufschub des Verlagsabschieds. »Diese Pause hat uns Zeit gegeben, um am Ende



Verlagsgründer Heinrich von Berenberg

tatsächlich zu dem Entschluss zu kommen, dass dieser Verlag nicht für die Ewigkeit ist, sondern nach über zwanzig Jahren an das Ende seiner Lebenszeit gekommen ist.« Trotz der Schließung sieht Heinrich von Berenberg positiv in die Zukunft. Seine Auszeit gebe ihm viel Erholung und er sei froh über diese Entscheidung. Der Literatur werde er auf jeden Fall auf die eine oder andere Weise erhalten bleiben. JOHANNA KLIMA

ANZEIGE



FOTO: GINA OSTERLOH

»Man muss wirklich in die neue Sprache springen«

Annette Hug im Interview über philippinische Kultur und Literatur

Annette Hug ist Übersetzerin und Autorin. Im Interview spricht die 1970 geborene Schweizerin über den Gastlandauftritt der Philippinen auf der Frankfurter Buchmesse 2025 – die philippinische Sprachenvielfalt, zwei Romane, die in ihrer Übersetzung zur Buchmesse erscheinen, und die Bedeutung der Buchmesse als Weltbühne.

Was ist Ihr persönlicher Bezug zu den Philippinen?

Ich habe Anfang der neunziger Jahre auf den Philippinen Women and Development Studies studiert, feministische Verbindungen haben mich dort hingeführt. Das waren sehr aktive Jahre für internationale Frauen-Netzwerke. Ich bin drei Jahre geblieben und habe ein Alltags-Tagalog gelernt, aber als ich Jahre später an meinem Roman »Wilhelm Tell in Manila« (Heidelberg: Wunderhorn 2016) schrieb, habe ich festgestellt: Das reicht überhaupt nicht. Also bin ich noch mal in die Hosen gestiegen und habe Kurse genommen, um mein Tagalog auf ein literarisches Niveau zu bringen.

Wie kam dann das Übersetzen?

In meinem Roman geht es um eine Übersetzung: José Rizal hat in Leipzig »Wilhelm Tell« von Schiller ins Tagalog übersetzt. Diesen historischen Tagalog-Text habe ich gelesen und quasi zurückübersetzt, um im Vergleich von meiner Rückübersetzung mit dem Schiller-Original eine Vorstellung zu entwickeln: Was hat sich der Kerl beim Übersetzen gedacht? Ich habe dafür zwei Jahre gebraucht, es ist ein sehr schwieriges, eigenwilliges Tagalog, und habe mich mit Forschenden in Verbindung gesetzt. Die fanden: Wenn du die Sprache schon so vertieft gelernt hast, dann könntest du doch anfangen zu übersetzen, und sie haben Vorschläge gemacht. So ist das Projekt entstanden, die Gedichte von Luna Sicat Cleto zu übersetzen (»Offenes Meer«, Winterthur: Edition Tincatinca 2024, Textauszug auf S. 66).

»Fantasie beseelt die Luft«

Das Gastland der Frankfurter Buchmesse 2025 weist mit seinem Motto in Vergangenheit und Zukunft

Die Philippinen sind erst das zweite südostasiatische Land – nach Indonesien vor zehn Jahren –, das als Gastland auf der Frankfurter Buchmesse auftritt. Das Motto »Fantasie beseelt die Luft« verweist auf José Rizals Nationalroman »Noli me tangere« und somit auf die eigene Geschichte, soll zugleich aber auch in die Gegenwart und Zukunft weisen, mit der sich die philippinische Literatur vielfältig auseinandersetzt, ohne dabei die Vergangenheit zu verleugnen. Dies spiegelt sich in den literarischen Texten wider, in denen der Nachhall der Kolonialzeit genauso wenig zu überhören ist wie der drohende menschengemachte Klimawandel, der in dem Land jedes Jahr mehr zu spüren ist. Und auch in der philippinischen Delegation – bestehend aus etwa 100 Schreibenden sowie vielen weiteren Künstlern und 50 Verlagen – rücken Tradition und Gegenwart dicht aneinander. So wird das Programm unter anderem durch Flip-Top-Rap bereichert und würdigt damit sowohl den hohen Stellenwert von Oralität für die Kultur und Literatur des Landes als auch eine der wichtigsten gegenwärtigen Strömungen des Spoken Words. Zum Gastland-Programm gehören zudem eine Fotografie-Ausstellung in Frankfurt sowie Performances in Heidelberg und Berlin. Die Ausstellung »New Beginnings«, aus der auch das Coverfoto sowie das Bild oben stammen, wird noch bis zum 26. Januar zu sehen sein.

Ihre Übersetzungen entstanden also ohne einen konkreten Auftrag und Sie haben dann deutsche Verlage gesucht?

Ja, das dauerte sehr lang. Ich habe schon 2015 Dossiers für drei Romane erstellt und von keinem Verlag auch nur eine Antwort bekommen. Da dachte ich: Dann vielleicht Gedichte, weil die sowieso außerhalb der Marktverhältnisse stattfinden, was sich auch bewahrt hat. Ich habe den Verlag Edition Tincatinca gefunden, der auch sehr viel Wert auf die künstlerische Gestaltung der Bücher legt. Und dank des Gastlandauftritts ist jetzt plötzlich ein Markt entstanden, und ich konnte zwei Romane unterbringen und mache mit Tincatinca noch mal ein eher nerdiges Projekt, eine historische Novelle vom Ende des 19. Jahrhunderts (*Isabelo de los Reyes y Florentino: Der Teufel auf den Philippinen, wie er aus spanischen Quellen hervorgeht. Winterthur: Edition Tincatinca 2025. Anm. d. Red.*).

Was sind die Herausforderungen beim Übersetzen aus dem Tagalog?

Es gibt ganz viele. Diese Sprache hat ein ganz anderes Verbsystem, also die Grundlogik, wie man Sätze baut, ist anders, und wie man Sätze überhaupt denkt. Das heißt, wenn man die Satzstruktur nachbilden möchte, kommt man in Teufels Küche. Man muss wirklich in die neue Sprache springen und da etwas Neues machen, man kann nicht Sätze übersetzen.

Dann gibt es handwerkliche Schwierigkeiten: Für literarische Übersetzungen existiert kein brauchbares Deutsch-Tagalog-Wörterbuch. Ich habe jetzt sehr davon profitiert, dass ich schon 2015 begonnen habe, ein eigenes Wörterbuch zu schreiben. Also, das ist etwas pompös ausgedrückt, aber ich muss meine eigenen Instrumente bauen. Wenn ich etwas lese oder höre und denke: Das ist jetzt eine sehr interessante Verwendung eines Wortes, halte ich das systematisch fest und erstelle eine ausführliche Wordokumentation. Ich habe große Angst, dass bald alles mit KI gemacht wird und man gar nicht mehr in den Aufbau von Institutionen investiert – die wären aber nötig, um ein Wörterbuch von der Qualität eines Duden zu erarbeiten und zu pflegen.

Die Philippinen bestehen aus 7.000 Inseln, es gibt 130 einheimische Sprachen. Was bedeutet das für den Buchmarkt?

Der Buchmarkt auf den Philippinen ist noch sehr zweigeteilt – einerseits der Markt auf Englisch mit einer beträchtlichen Produktion von philippinischen Büchern, die auf den Philippinen auf Englisch geschrieben werden. Dazu kommen sehr tolle Autoren, sogenannte Fil-Am-Autoren, also philippinische Autorinnen und Autoren in den USA, neuerdings auch sehr interessante Stimmen aus dem Nahen Osten, wo viele Filipinos arbei-

ten. Und andererseits gibt es den Markt in den lokalen Sprachen. Da ist der Markt für die Sprache Filipino, im Prinzip Tagalog, also die formalisierte Variante der Regionalsprache der philippinischen Hauptstadt Manila. Es gibt auch eine sehr lebendige Szene in der Bicol-Region. Die Regionalsprachen und sogar Filipino sind im ernsthaften Literaturbetrieb immer noch recht marginalisiert. Deswegen ist es für mich interessant, Filipino zu übersetzen, weil es auch schon Teil eines Engagements ist: zu zeigen, dass das Vorurteil – auch innerhalb des Landes –, das sei eine einfache Sprache, die nur für Telenovelas und Boulevardzeitungen reicht, nicht stimmt.

Ein Teil des kolonialen Erbes ist, dass die Philippinen buchhandelstechnisch als Teil der USA behandelt werden. Die US-Verlage, die Rechte für eine englische Übersetzung erwerben, haben auch das Recht für den philippinischen Sprachraum. Durch den Wechselkurs sind die Bücher wahnsinnig teuer. Es gibt eine Konzentration von wenigen marktmächtigen Verlagen. Die interessante Literatur findet man in Universitätsverlagen. Und es gibt noch sehr kleine

José Rizal (1861–96) wird oft als philippinischer Nationaldichter oder sogar -held bezeichnet. Seine beiden bedeutenden Romane »Noli me tangere« (Frankfurt: Insel 1987) und »El Filibusterismo« (dt.: »Die Rebellion«, Heidelberg: Morio 2016) setzen sich kritisch mit der damaligen spanischen Kolonialherrschaft auseinander. Sie sind die am häufigsten übersetzten Texte philippinischer Literatur. Rizal studierte an diversen Universitäten Europas Augenmedizin und hielt sich unter anderem für eine längere Phase in Leipzig auf, wo er sein Debüt »Noli me tangere« vollendete, das 1887 in Berlin erstveröffentlicht wurde. Zudem begann er hier mit seiner Übersetzung von Schillers »Wilhelm Tell«. JOK

■ Dietrich Harth: José Rizals Kampf um Leben und Tod. Facetten einer kolonialismuskritischen Biografie. Heidelberg: Heibooks 2021/2025. 536 S., 60 € (PDF kostenlos unter www.books.ub.uni-heidelberg.de)

FOTO: MICHAEL BUEHNER



»Übersetzungs-
förderungen sind
das A und O«

»**Lyrik** ist auf den Philippinen wichtiger als in Deutschland, es ist eigentlich die Königsdisziplin, mit fließenderen Übergängen zu Songs. Heute wird zum Beispiel mein Lieblingsrapper Gloc-9 durchaus auch als ernsthafter Lyriker wahrgenommen. Es gibt eine Tagalog-Lyrik aus dem 19. Jahrhundert, die sich an barocken spanischen Vorlagen orientiert. Mesan-dél Virtusio Arguelles, ein toller Autor, hat gerade einen Band mit sehr experimentell verarbeiteten Sonetten herausgegeben. Dann gibt es die mündliche Literatur, die alten Epen, mit denen arbeitet auch Allan N. Derain. Andere versuchen, in ihrer Lyrik an indigene Traditionen anzuknüpfen. Dann gibt es eine unglaubliche Tradition von Liebeslyrik und politischer Lyrik, die man auch durchaus auf Facebook publiziert, um Stellung zu beziehen. Und dann die internationale zeitgenössische Lyrik mit ihren Experimenten und Wiederaufnahmen von klassischen Formen.« ANNETTE HUG

Verlage, so wie bei uns auch, Liebhaberverlage, wo eigentlich der Verlag selber ein künstlerisches Projekt ist.

Etabliertere Autoren und Autorinnen schreiben also eher auf Englisch?

Ja, es ist eine starke Entscheidung von Autoren, zu sagen: Ich schreibe auf Filipino. Nicht immer, aber oft ist es auch mit einer politischen Entscheidung verbunden, zu sagen: Ich schreibe für den lokalen Markt. Man sagt immer, die Philippinen seien ein englischsprachiges Land, aber ich erlebe das nicht so. Englisch ist ganz klar eine Elitensprache.

»Gedichte finden außerhalb der Marktverhältnisse statt«

Wie präsent ist die Kolonialgeschichte in der Gegenwartsliteratur?

Sehr. Wobei die Frage ist: Welche Kolonialgeschichte? Es gab 300 Jahre spanische Kolonialzeit von 1571 bis 1898. Bleibt also überhaupt etwas von dem, was vorher war? Das ist eine sehr schmerzliche Suche. Gibt es überhaupt noch etwas Eigenes oder sind wir einfach die Ansammlung von allem, was in den letzten 400 Jahren abgeladen wurde oder was man aufgesaugt hat? Dann gibt es fünfzig Jahre US-amerikanische Kolonialzeit, die heute wirkmächtiger ist, würde ich sagen, vor allem, weil die Amerikaner die Unabhängigkeit quasi geschenkt haben, mit Wirtschaftsabkommen, die die Philippinen in einer starken Abhängigkeit gehalten haben. Bis heute. Der Aufschwung

der Literatur auf Filipino war sicher in den Sechzigern, auch im Umfeld dessen, was man bei uns die 68er-Bewegung nennt: Es gab einen Kampf gegen den Vietnamkrieg, denn die Philippinen hatten für die USA Hilstruppen gestellt und auf den Philippinen waren große Militärbasen der USA. Im Kalten Krieg war man enorm eingespannt, auf der amerikanischen Seite, klar, aber gleichzeitig gab es eine starke kommunistische Guerilla. Das heißt, die Philippinen waren auch ein Kampffeld des Kalten Krieges. Ganz grob gesagt: Die Literatur auf Filipino ist jetzt eher links und in einem gewissen Sinn auch kritisch gegenüber dem US-amerikanischen Einfluss – und man ist gleichzeitig auch total Fan. Der Strahlkraft der amerikanischen Popkultur entzieht sich, glaube ich, niemand.

Sie meinten, dass durch den Gastlandauftritt auch in Deutschland ein Markt für philippinische Literatur existiert. Treten deutsche Verlage nun eher an Sie heran, um von Ihnen Vorschläge einzuholen, oder beauftragen Sie Sie direkt, Bücher aus dem Tagalog zu übersetzen?

Ich muss selbst ein Buch vorschlagen, muss Übersetzungsproben machen. Bei den zwei Romanen, die ich übersetzt habe und die zur Buchmesse erscheinen, war es sogar so, dass die Verlage mir glauben mussten, dass sie gut sind. Sie konnten nicht überprüfen, was ich behauptet habe. Heute ist Scout ein Beruf, man beobachtet einen Buchmarkt für Verlage, aber als Übersetzerin kann ich das nicht leisten. Das heißt, es bleibt sehr

Klassiker der philippinischen Literatur

»Francisco Balagtas hat im 19. Jahrhundert große Gedichtzyklen und Balladen geschrieben und gilt als einer der Begründer der Lyrik auf Tagalog im modernen Sinn. Als Vater des philippinischen Romans gilt José Rizal, der auch Nationalheld wurde, weil er zu Beginn der Philippinischen Revolution gegen Spanien ermordet wurde. Aus der Mitte des 20. Jahrhunderts stammt zum Beispiel José García Villa, ein Lyriker, der in den USA im Umfeld von E. E. Cummings große Erfolge hatte. Die ganze Generation vor und um 68 produzierte starke sozialkritische Romane, hier sind Edgardo M. Reyes und Amado V. Hernandez zu nennen. Und es gibt eine ganze Reihe von Frauen der Aufbruchgeneration der Achtziger, die auch nach Frankfurt kommen: Marjorie Evasco, Merlie Alunan, die bisher nicht übersetzt wurden, die aber in der Delegation sind. Allan N. Derain ist in der Generation, die nicht mehr die tragende Generation des Widerstands gegen Marcos war, sondern nach dem Ende der Diktatur zu schreiben oder zu publizieren begann.«

ANNETTE HUG

Das **Netzwerk Studiyo Filipino** »ist eine Vernetzung zwischen philippinischen Leuten der zweiten Generation hier, die oft aus binationalen Familien kommen, und Leuten, die wissenschaftlich oder anderweitig mit dem Land zu tun haben. Um diese Vernetzungen zu pflegen, haben wir eine Homepage und machen alle zwei Jahre ein Symposium und zweimal im Jahr salonartige Veranstaltungen in der Schweiz, haben Kontakt zu diversen Universitäten und Vereinen in Deutschland, England, Frankreich und Österreich.«

ANNETTE HUG, MITBEGRÜNDERIN
DES NETZWERKS

subjektiv, was ich vorschlage. Aber keines der Bücher wäre ohne die Übersetzungsförderung von den Philippinen veröffentlicht worden, und die große Frage ist: Werden sie das in diesem Umfang weitermachen? Es gibt schon jetzt Kritik aus den Philippinen, dass deutsche Verlage unterstützt werden, obwohl man mit dem Geld im Land selber so viel Wichtiges machen könnte. Fakt ist, dass es auch in größeren Sprachen Kürzungen gibt, dabei sind Übersetzungsförderungen das A und O.

Worum geht es in den beiden von Ihnen übersetzten Romanen?

Es gibt eine starke Tradition politisch engagierter Literatur und zunehmend ein Spiel mit Folklore, mit vorkolonialen Versatzstücken der Kultur. Das macht Allan N. Derain, das finde ich herausragend. Das Buch heißt »Das Meer der Aswang« (s. S. 13). Er versucht, die Vision zu leben, dass Filipino nicht nur Tagalog ist, sondern eben auch andere regionale Sprachen aufnimmt. Das macht das Übersetzen nicht einfach. Der zweite Roman – »Die 70er« von Lualhati Bautista (s. S. 12) – ist ein feministischer Klassiker aus den Achtzigern, ein sehr politischer Roman zur Marcos-Diktatur, der noch vor dem Ende der Diktatur erschienen ist, also auch eine politische Intervention war. Dieses Projekt gab mir auch die Gelegenheit, etwas von dem aufzuzeigen, was mich sehr fasziniert hat und weshalb ich auch auf die Philippinen wollte.

Wie gehen Sie beim Übersetzen mit den erwähnten Regionalsprachen und Dialekten im Text um?

Die größte Herausforderung der Mehrsprachigkeit war bei Bautista, dass sie eine Art »Taglish« schreibt, also Tagalog mit viel Englisch. Das ist extrem realistisch, so reden die Leute in Manila, daran haben wir im Lektorat viel gearbeitet. Es ist auf Tagalog sehr viel weniger auffällig, als wenn man das auf Deutsch macht, da hat es eine andere Konnotation. Es ist ein langer Monolog einer Mutter von fünf Söhnen, die sich



FOTO: PHOTO COURTESY OF PHILIPPINES GUEST OF HONOUR FRANKFURT BOOK FAIR 2025

während der Marcos-Diktatur ganz unterschiedlich positionieren. Sie versucht, die Familie zusammenzuhalten – und stellvertretend eigentlich fast das Land – und reflektiert an mehreren Stellen über die Sprache. Ihr Mann ist ein Inglizero, also jemand, der dauernd englische Sätze raushaut. Es ist wichtig, dass er das auf Englisch macht, das musste man lassen, es muss ein gewisses Maß an Englisch im Text sein, so dass das überhaupt verständlich wird und man auch ein Gefühl dafür bekommt, was es heißt, in einem Land zu leben, in dem die Amtssprache Englisch ist. Die meisten Leute verstehen diese gar nicht und brauchen Übersetzer, um vor Gericht zu gehen.

Welche Bedeutung hat nun der Gastlandauftritt bei der Frankfurter Buchmesse für die Philippinen?

Für die Leute bedeutet das sehr viel. Zum Teil wird gesagt: »Jetzt betreten wir die literarische Weltbühne.« Es ist doch interessant und wirklich nicht ganz erklärbar, dass auch in Diskussionen von englischsprachi-

ger Literatur die philippinische eigentlich fast nie vorkommt. Die Philippinen als Land wirken auf den ersten Blick so wenig asiatisch, weil die Geschichte eher lateinamerikanisch ist, das alles passt nicht in vorgegebene Schemen. Man weiß nicht recht, wie man sie klassifizieren soll, und was das überhaupt für ein Land ist. Es sind sehr viele Vorurteile im Spiel. Und ja, ganz vieles ist immer noch ganz schrecklich, aber gleichzeitig gibt es deshalb eine sehr spannende, widerständige Literatur. Das alles zusammen führt dazu, dass viele auf den Philippinen, nicht ganz zu Unrecht, den Eindruck hatten, sie werden auf der Welt nicht wahrgenommen, und mit dem Gastlandauftritt ist die Hoffnung verbunden, mal zeigen zu können, was da eigentlich los ist. Wir erleben jetzt, dass viele Verlage zum ersten Mal Rechte ins Ausland verkaufen, dass sie merken: Wir brauchen eine Rechteabteilung oder Leute, die sich in diesem Bereich weiterbilden. Sie realisieren: Das ist auch für sie ein Markt, sie könnten verkaufen, sie könnten auch mehr aus anderen Ländern importieren, nicht nur aus den USA. Meine große Hoffnung ist eine Belebung des lokalen Buchmarkts, so dass in dieser Struktur gewisse Versteinerungen aufbrechen und mehr Leute merken: Oh, es gibt lokale Bücher, die wir kaufen wollen, oder mehr Leute denken: Ich könnte auch selber schreiben.

Drei Buchtipps von Annette Hug

Renren Galeno: »Sa Wala« – »Sehr schöne Graphic Novel über ein Mädchen und einen Kampfhahn, der sich in ein Monster verwandelt – etwas horrormäßig, aber wahnsinnig fein gezeichnet« (s. S. 14).

Katrina Tuvera: »Die Kollaborateure« – »Ein sehr feiner Roman aus der Perspektive eines Mitarbeiters der Marcos-Fraktion, ein sehr dichter, sehr schöner Text« (s. S. 12).

Caroline Hau: »Stille im August« – »Ein sehr gutes Beispiel für Climate-Fiction und dafür, wie sich die bereits spürbare Klimaveränderung auf den Philippinen in der Literatur niederschlägt« (Wunderhorn, 350 S., 19,99€).

Und als Abschluss: Ihr Veranstaltungstipp auf der Buchmesse?

Das Förder- und Austauschprogramm »Toledo – Übersetzer:innen im Austausch der Kulturen« organisiert eine Veranstaltung auf der Übersetzerbühne: Jessica Zafra, die eine tolle Autorin ist, hat parallel zu mir »Das Meer der Aswang« von Derain ins Englische übersetzt und wir werden uns zusammen über das Übersetzen dieses Romans unterhalten.

INTERVIEW: TÜNDE MALOMVÖLGYI

EINE KARTE FÜR DIE GANZE STADT

1 TAG
19,95 €

2 TAGE
24,95 €

Museen

Stadtrundgang

Zoobesuch

Bus & Bahn

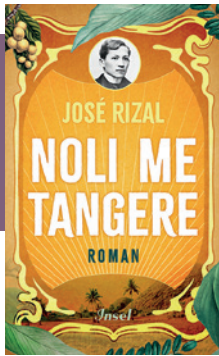
HALLE★CARD
Einfach mehr sehen!

Museen
Stadtrundgang
Zoobesuch
Bus & Bahn



Direkt online kaufen!

www.halle-card.de



Unberührbare Gedanken

»Noli me tangere« ist ein philippinischer Klassiker voller Tragik und literarischer Wucht

Ende des 19. Jahrhunderts: Juan Crisóstomo Ibarra y Magsalin kehrt nach dem Studium in Europa in seine philippinische Heimat zurück. Kaum angekommen, erfährt er, dass sein Vater, ehemals angesehener Bürger eines Ortes nahe Manila, der Ketzerei beschuldigt und in den Tod getrieben wurde. Statt Rache zu üben, fühlt Ibarra sich umso mehr einem idealistischen Erneuerungsdrang verpflichtet und plant als Hochzeitsgeschenk für seine Verlobte den Bau einer Schule. Doch das Projekt ruft den Widerstand der Mächtigen hervor und mündet in einer Katastrophe.

»Noli me tangere« erschien erstmals 1887 in Berlin und richtete sich an ein spanisches Publikum. Wegen seiner kolonialkritischen Darstellung wurde der Roman seinerzeit auf den Philippinen verboten. Doch seine Wirkung machte Rizal trotzdem zur Zielscheibe: 1896 wurde er als »treibende Kraft des philippinischen Aufstandes« verurteilt und hingerichtet.

Mehr als ein Jahrhundert später liest sich Rizals erster Roman als kraftvolle Anklage gegen Willkürherrschaft, soziale Ungerechtigkeit und moralische Heuchelei. Über 500 Seiten hinweg entfaltet sich ein vielschichtiges Porträt der philippinischen Gesellschaft um einen spannungsgeladenen Plot (mit Cliffhangern!). An der Seite des idealistischen Helden stehen der scharfsinnige Dorfphilosoph Tasio und der rätselhafte Steuermann Elías, deren Gespräche nicht nur Ibarras Haltung herausfordern, sondern beim Lesen auch intellektuell fesseln. Stark ist Rizals Roman auch dort, wo er Nebenschauplätze beleuchtet: Etwa das Schicksal der Näherin Sisa und ihrer Söhne, die besonders unter der Willkür von Kirche und Guardia Civil leiden. Die nuancierte Übersetzung von Annemarie del Cueto-Mörth bringt Rizals Werk überzeugend ins Deutsche und ist uneingeschränkt lesenswert. Die Übertragung ins Deutsche erschien erstmals 1987 anlässlich des hundertsten Jubiläums der Originalausgabe. JENNIFER RESSEL

■ José Rizal: Noli me tangere. Aus dem philippinischen Spanisch von Annemarie del Cueto-Mörth. Berlin: Insel 2025. 542 S., 28 €

Philippinische Neuerscheinungen

Sechs Titel aus dem Buchmesse-Gastland



Amandas politische Besinnung

Lualhati Bautista taucht in die Siebziger ein

In einfacher Sprache, mit viel Power und sehr dialogstark erzählt Lualhati Bautista das Erwachen Amandas, einer Frau aus dem Mittelstand Manilas. Der feministische Klassiker spielt, wie es der Buchtitel bereits verrät, in den siebziger Jahren, als sich an den Universitäten des Landes eine politische Protestbewegung gründete, die der herrschenden Diktatur der Familie Marcos den Kampf ansagt und für Demokratie und Menschenrechte auf die Straße geht. Die Autorin benutzt in ihrem Roman umgangssprachliche Begriffe, beim Erscheinen des Romans ein Novum, das ihr sehr schnell eine große Leserschaft bescherte. Sie griff ins politische Geschehen ein, indem sie die Rolle der Frauen in den Siebzigern hinterfragte, den Frauen Gehör verschaffte und ein populäres Gewicht der politischen Einflussnahme wurde.

Amandas Ehemann Julian Senior verdient das Geld, sie hat sich um das Aufziehen der fünf Kinder und den Haushalt zu kümmern. Die Kinder sind allesamt Jungs, der Erstgeborene hört naturgemäß auf den Namen Julian Junior und soll einmal das Erbe des Vaters antreten. Frauen spielen bis in die neunziger Jahre gesellschaftlich die zweite Geige, sie erfahren in den traditionellen Familien des Mittelstands keine besondere Schulbildung und sind sehr selten an Universitäten zu finden. Sie haben Mutter zu sein, das sieht auch Amandas Mann nicht anders. Er schlägt sie immerhin nicht, als sie einmal aufbegehrt und ihn darum bittet, sich einen Job suchen zu dürfen. Als sich ihre Söhne unmittelbar in den politischen Auseinandersetzungen positionieren und am Kampf gegen die Diktatur teilnehmen, erwacht Amanda vollends und hinterfragt aktiv ihre Lebenswirklichkeit in diesem bereits 1983 auf den Philippinen erschienenen mutigen Roman. FRANK WILLMANN

■ Lualhati Bautista: Die 70er. Aus dem Tagalog von Annette Hug. Leipzig: Orlanda 2025. 200 S., 22 €



Das schnell trocknende Blut auf den Philippinen

Katrina Tuvera erzählt von Treue, Verrat und Verstrickungen in der jungen philippinischen Geschichte

Katrina Tueras Bücher wurden in ihrem Heimatland Philippinen bereits mehrmals mit dem National Book Award ausgezeichnet. »Die Kollaborateure« ist ihr erster Roman auf Deutsch – und, um es vorweg zu nehmen, ein wunderbarer Einstieg in die Literatur des diesjährigen Gastlandes.

Carlos Armando ist 70 Jahre alt, das 20. Jahrhundert neigt sich dem Ende zu, das Land verfolgt mit großer Spannung das Amtsenthebungsverfahren gegen den Präsidenten, und Carlos liegt im Krankenhaus und erinnert sich. An sein ereignisreiches Leben in einem jungen Land mitten im Transformationsprozess, das geprägt durch Kolonialgeschichte, Besatzung und Militärdiktatur versucht, sich zu einer Demokratie zu entwickeln. Die historischen Ereignisse überschlagen und überlagern sich in einer Lebenserzählung, in der vieles erinnert, aber auch verschwiegen und vergessen wird. In diesem Spannungsfeld bewegt sich die Erzählung, die nicht der Chronologie der Ereignisse folgt, sondern dem unzuverlässigen Gedächtnis der Figuren: Carlos und seine Frau Renata, deren Tochter Brynn sowie Jakob, der Sohn von Carlos' verstorbenem Freund und politischem Mitstreiter. Die Fragen, um die sich der Roman dreht, sind zugleich spezifisch wie universell: Wie verhält man sich in politisch angespannten Zeiten? Welche Entscheidungen trifft man? Mit welchen Konsequenzen? Es geht um existenzielle Fragen – um Anpassung und Verrat, Mitläufertum und Widerstand, Leben und Tod. Eine Familiengeschichte in Zeiten politischer Umbrüche mit Elementen eines Politkrimis, die sich ohne Wertung, sondern betrachtend und einfühlsam durch die politischen Wirrungen der jüngsten philippinischen Geschichte schlängelt und dem Wirbel der unzuverlässigen Erinnerungen folgt. Mit einem sehr guten, einordnenden Nachwort von Annette Hug – für alle, die Wissenslücken in moderner philippinischer Geschichte haben. MARTINA LISA

■ Katrina Tuvera: Die Kollaborateure. Aus dem philippinischen Englisch von Jan Karsten. Mit einem Nachwort von Annette Hug. Berlin: Wagenbach 2025. 192 S., 22 €



Krokodile, Wandelwesen und Affen in roten Hosen

Allan N. Derain verwebt philippinische Mythen in eine moderne Erzählung

Die sagenumwobene Geschichte, die Allan N. Derain in seinem neuen Roman erzählt, handelt von dem Mädchen Luklak, das eine Metamorphose vom Menschen zum Tier durchlebt. Als Kind, das in einer nach hierarchischen Rollenbildern definierten Gesellschaft auf der Insel Panay aufwächst, wird Luklak schon früh einem Mann versprochen. Zur Hochzeit kommt es nicht, denn ihr Körper nimmt im Laufe der Geschichte immer mehr die Merkmale eines Reptils mit schimmerndem Schuppenpanzer an, das sich lieber von Affenleber ernährt als von Seegurken und geschmorten Kochbananen. Es ist die Transformation in eine Aswang – ein von allen Verpflichtungen befreites Wesen, das den Unterschied zwischen Menschlichkeit und Unmenschlichkeit aufzeigen soll.

Das von Derain selbst illustrierte Buch ist als erster Teil einer Trilogie angelegt. In dem Roman, der in der spanischen Kolonialzeit im 18. Jahrhundert spielt, verflechten sich viele Legenden aus den mündlichen Überlieferungen der philippinischen Bergvölker. Wer in der Sugidanon, der lange Zeit mündlichen Epik von Panay, und der philippinischen Mythologie nicht allzu bewandert ist, sollte das Buch vom Ende her beginnen und zuerst die mit hilfreichen Literaturhinweisen versehenen Nachworte des Autors und der Übersetzerin Annette Hug lesen. Derain erzählt in einer vielfältigen Ausdrucksweise, die aus deutschsprachiger Wahrnehmung viel Fremdheit in sich trägt. Auf diese Herausforderung weist auch Hug hin: »Denn die Spannung, von der dieser Roman lebt, ist in einem Standarddeutsch nicht zu haben. Sie braucht Wesen, Namen und Konzepte aus einer ganz anderen Realität.« So stolpert man in diesem Text über Maguayen, Humadapnon und Bugbung Humasanun und findet mit der Zeit immer mehr Gefallen an diesen magischen Begriffen, die Sagenfiguren, Wandelwesen, Weißohrtauben und Rothosenaffen beschreiben.

HANNA SCHNECK

■ Allan N. Derain: Das Meer der Aswang. Roman. Aus dem Filipino (Tagalog) von Annette Hug. Zürich: Unionsverlag 2025. 250 S., 24 €



Metaphorisches Erdbeben in Manila

Francisco Sionil José lässt den Spinnenmann los

Das Camarin ist ein teures Restaurant mit angeschlossenem Edelbordell mitten in Manila. Ein Ort, wo Deals aller Art abgemacht werden, wohlhabende Männer sich teures Essen und junge Frauen leisten, wo der General neben dem Mafioso speist und mit edlen Spirituosen nachgespült wird. Der stolze Besitzer ist der dickliche Fred Villa, für den alle Frauen Freiwild sind. Er brüstet sich offensiv mit der Länge seines Penis und prüft neue Escort-Girls persönlich auf Herz und Nieren. Vorm Camarin hockt Gagamba, ein schwer körperlich behinderter Losverkäufer, stiller Beobachter und Überlebender. Er achtet auf die geparkten Autos der reichen Säcke und hat ein Auge auf das Geschehen in seiner Gasse. Er weiß alles und begrüßt Prostituierte, Touristen und Gangster gleichermaßen devot. Vorm Camarin leben Joey und Nancy mit ihrem Baby in einem dreckigen Karren vom Betteln und träumen von einer Wellblechhütte in einem der gruseligen Slums der Hauptstadt. Drin erwartet eine bezaubernde Sexarbeiterin ihren ersten Kunden. Der Roman beginnt mit einem mittäglichen Erdbeben, der das Camarin verschlingt, nur zwei Menschen überleben. Nach und nach erfahren wir die Geschichten des Camarin und dringen in dessen dekadentes Kosmos ein.

Josés Roman (2014 erstmals bei Horlemann erschienen) bietet ein breit gefächertes Panorama der erodierenden Gesellschaft der Philippinen der neunziger Jahre des letzten Jahrtausends, wo die Welt der Armen und Entrechteten auf die der superreichen Eliten prallt. Der 2022 mit 97 Jahren verstorbene sozialkritische Schriftsteller und Buchhändler war einer der wichtigsten Schriftsteller der Philippinen, sein Buch ist ein Fanal der Habenichtse. FRANK WILLMANN

■ Francisco Sionil José: Gagamba, der Spinnenmann. Aus dem Englischen von Markus Ruckstuhl. Zürich: Unionsverlag 2025. 200 S., 14 €



Mörderische Polizei

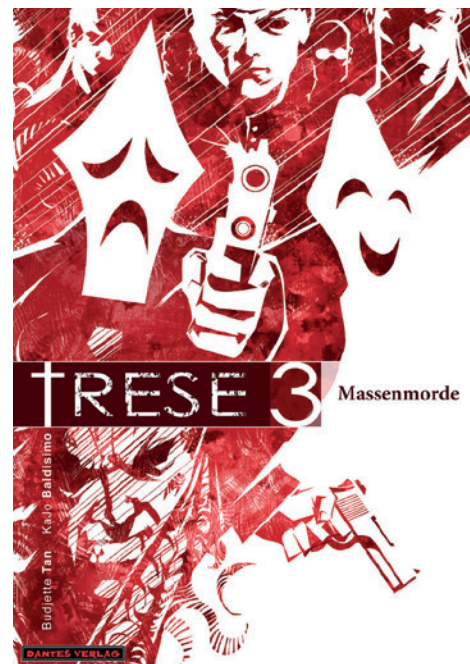
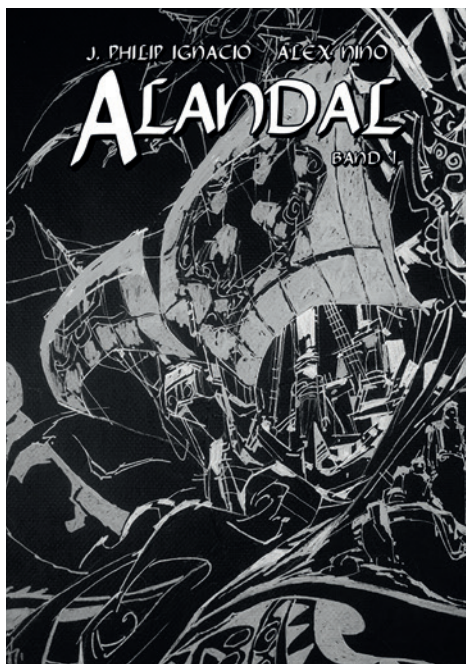
Die philippinische Journalistin Patricia Evangelista über den Krieg gegen Drogen auf den Philippinen

Während seiner Präsidentschaft von 2016 bis 2022 erklärte der oft mit Trump verglichene Rodrigo Duterte den Drogen auf den Philippinen den Krieg. Solche Kriegserklärungen gab es auf der Welt schon öfter, und die Folgen des seit 1971 tobenden US-amerikanischen Drogenkrieges sind besonders in Lateinamerika desaströs, ausweglos und tödlich. Auf den Philippinen aber bekam diese ohnehin menschenverachtende Politik der gezielten Kriminalisierung faschistoide Qualitäten, weil die polizeiliche Jagd auf die, die Drogen dealen und konsumieren, sich in eine staatlich orchestrierte Terrorkampagne der außergerichtlichen Hinrichtung von insgesamt ca. 30.000 Personen durch Polizei und Todesschwadronen verwandelte. Der Präsident, der in jeder Rede fluchte, beleidigte und Vergewaltigungswitze einstreute, kündigte seine mörderischen Absichten permanent und explizit an, ja, er machte diese sogar zu einem zentralen Versprechen im Wahlkampf.

Die philippinische Journalistin Patricia Evangelista, spezialisiert auf Traumata, rekonstruiert das Gemetzel von der Spitze des Staates über die Täter, um zahlreichen Opfern Namen und Gesicht zu geben. Sie zeigt dabei aber auch, dass Mutige wie die Mütter von Ermordeten trotz lebensgefährlicher Bedrohungen nicht vom Kampf abließen, um die Wahrheit ans Licht zu bringen und die Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen. Meisterhaft erzählt, unter Einbezug ihrer persönlichen emotionalen Betroffenheit und Ängste, entfaltet die Autorin dabei das entsetzliche Porträt einer Gesellschaft, die zu weiten Teilen den Präsidenten in seiner blutrünstigen Säuberungskampagne unterstützte, in der korrupte und skrupellose Polizisten für Ordnung sorgen sollen und in der vor allem die Ärmsten und kranke Menschen ohne jeden Schutz abgeschlachtet wurden – für ein Ziel, an dessen Unerreichbarkeit unter Expertinnen und Experten kein Zweifel mehr besteht.

THORSTEN BÜRGERMANN

■ Patricia Evangelista: Some People Need Killing. Eine Geschichte der Morde in meinem Land. Aus dem Englischen von Zoë Beck. Hamburg: Culture Books 2025. 369 S., 26 €



Philippinische Selbsterkundungen

Fast alle auf Deutsch übersetzten philippinischen Comics erscheinen im Dantes-Verlag – sie sind von visueller Originalität und befragen oft die eigene, verschüttete Kultur

Am Philippinen-Stand auf der Leipziger Buchmesse faszinierten die Alben aufgrund ihrer visuell sehr unterschiedlichen Stile. Aber immer waren sie von besonderer Atmosphäre getragen. Vom unverständlichen Bilderreigen konnte man sich mitziehen lassen, denn die meisten waren noch nicht übersetzt worden. Das wurde, wie Verleger Josua Dantes versprach, nachgeholt. Storys vom Kamikaze-Huhn, von Menschen-Monstern und dem nächtlichen Manila sind nun beim Dantes-Verlag auf Deutsch verfügbar.

»Die Comics haben mehr Kante«, erklärt Dantes im Telefongespräch. Von Hauptberuf Krankenpfleger, verlegt er Comics aus Leidenschaft. Durch eine Verlegerreise konnte er die »Komiket« besuchen, den philippinischen Comic- und Kunstsalon, auf dem er Zeichner und Autoren kennenlernte. »Wenn ich der Erste bin, der sie verlegt, dann mache ich das«, sagt Dantes, der bisher vor allem Klassiker wie Keltenkrieger »Slaine« oder Samuraihasen »Usagi Yojimbo« neu auflegte. Und jetzt zum Fastmonopolisten für philippinische Grafikliteratur aufsteigt.

»Gute Kunst mit tollen Geschichten«, fasst er sie zusammen. Viele Comics schlagen eine Brücke von asiatischen zu US-Stilen. Was auch daran liegt, dass die Talente lange für diese Märkte zeichneten und sie die Menschen im eigenen Land erst spät als direkte Adressaten erkannten. Zeichner wie Alex Niño (DC, Marvel, Warren) werden hier subjektiver. »Kein Einheitsbrei ist das, kein Industrieprodukt. Das sind persönliche Werke mit Herzblut.«

Niño hat in »Alandal« eine martialische Auseinandersetzung mit der Kolonialgeschichte in atemberaubender Schönheit hingetuscht. J. Philip Ignacios Szenario-Debut lässt eine Kriegerin zwischen Rache und Vergebung durch eine gewalttätige Inselwelt tänzeln. Originell ist die Erzählweise: Oft zieht sich ein Panoramafenster über zwei Seiten im ungewöhnlichen Querformat. Mal bleibt diese Horizontlinie die einzige Ebene, manchmal sind kleinere Panels ins Wimmelbild eingelassen. Die weiß-graue Strichführung auf schwarzem Grund ist schroff und doch in feingliedrigem Schwung. Zunächst chaotisch in der Optik, erschließen sich die Bilder beim genaueren Hinsehen als höchst kunstvoll.

Humorvoll am Manga-Stil orientiert, schickt Renren Galeno mit »Für nichts« ein hochaggressives Kampfhuhn ins Rennen, das dank der Freundschaft zu einem Mädchen seinen Frieden macht. Ebenfalls Federvieh, nämlich intelligente Hühner, stellt »Elmer« von Gerry Alangulian ins Zentrum. Mit feinem Strich fast wie ein US-Manga gezeichnet, eröffnet er eine fantastische Perspektive, wenn man einem Huhn folgt, das als Zeitungsreporter von der Welt der Menschen berichtet.

Der Horrorkrimi »Trese« (Budjette Tan und Kajo Baldissimo) führt die Leser mit einer Ermittlerin in die Nächte Manilas. Die dunkle Atmosphäre machen in Graubereichen gehaltene Seiten erahnbar. Wie im Film noir liegt alles jenseits von Gut und Böse. Brillant ist der permanente Wechsel der Outlines zwischen Schwarz und Weiß.

Die Panels verhalten sich dadurch wie Positiv und Negativ zueinander. Einige Bilder wirken wie auf Schabekarton erstellt, wenn daraus Ungetüme hervorbrechen.

Um Monster und Menschen, ergo: um Menschlichkeit kreiselt »Josefina« (Russell L. Molina und Ace C. Enriquez), das von der Besetzung der Philippinen handelt. Es ist zeichnerisch etwas konventioneller gehalten, dennoch voller Explosivität. Wie diese setzen sich viele der für den deutschen Markt zugänglich gemachten Arbeiten mit philippinischer Kultur auseinander. Beziehungsweise versuchen sie, diese zunächst zu erschließen. Deutlich wird das an Paolo Heras »Strange Natives« (Zeichnungen: Jerico Marte), der die »Komiket« mit ins Leben rief. Aufgrund der Wechselfälle der Geschichte wurde jahrzehntelang im Inselstaat nur akzeptiert, was aus den USA kam, sagt Verleger Dantes. Das Eigene sei verleugnet worden, wie man ihm erklärt habe. »Dass man in einem Land lebt, von dem man nichts weiß, ändert sich gerade. Das merkt man den Comics an, die ein Medium dafür sind.«

So fragt »Strange Natives«: »An einen wie großen Teil unseres Heimatlands kannst Du Dich erinnern? Unsere Vergangenheit ist neu geschrieben, neu vorgestellt und vergessen worden ...« Die Comics aus dem Dantes-Verlag helfen, Verschüttetes wieder auszugraben – und das visuell sehr überzeugend.

TOBIAS PRÜWER

■ www.dantes-verlag.de

»Natürlich habe ich einen Favoriten«

Anna Stemmann im Interview zum neuen Kinderbuchpreis »Leipziger Buchfink«

Dieses Jahr wird der Leipziger Buchfink zum ersten Mal verliehen. Organisiert vom Verein Leselust Leipzig haben Literaturpädagoginnen und -pädagogen zehn Bücher ausgewählt, die im nächsten Schritt eine Jury auf drei reduziert hat. Zuletzt können Kinder und Erwachsene aus diesen drei Titeln einen zum Sieger küren. Begleitet werden die Preisetappen mit Vorleseaktionen wie zum Beispiel dem Lesefest »Leselust im August« oder einer Aktionswoche im November rund um das Gewinnerbuch. Anna Stemmann ist Juniorprofessorin für Neuere Deutsche Literatur mit Schwerpunkt Kinder- und Jugendliteratur an der Universität Leipzig. Sie war in diesem Jahr Teil der Jury. Das *logbuch* traf sie in ihrem Büro im Geisteswissenschaftlichen Zentrum der Universität Leipzig.

Was verbinden Sie mit Buchfinken?

(lacht) Ich kann mich nicht daran erinnern, vorher viel darüber nachgedacht zu haben, fand es aber eine lustige Idee, den Preis so zu nennen. Der Name hat mich sehr überzeugt.

Der Preis wird zum ersten Mal verliehen. Wie ordnen Sie ihn ein?

Es gibt gar nicht so viele Preise für Kinder- und Jugendliteratur. Der wichtigste im deutschen Raum ist der Jugendliteraturpreis, der einmal im Jahr vergeben wird und für den ich auch schon in der Jury saß. Dort werden alle Neuerscheinungen des Jahres gesichtet und der Preis hat eine große öffentliche Wirkung. Dann gibt es verschiedene kleinere oder regionale Preise, wie der Buxtehuder Bulle, der auch einen Stadtbezug hat. Die Idee, dass alle gemeinsam ein Buch lesen, ist nicht neu, das gibt es in anderen Städten auch – aber vor allem im Bereich der Erwachsenenliteratur. Das Besondere beim Leipziger Buchfink ist, dass gemeinsam ein Kinderbuch vorgelesen wird.

Die Jury hat aus einer Vorauswahl von zehn Titeln drei Bücher ausgewählt. Können Sie die kurz vorstellen?

»Ameisen in Adas Bauch« von Stefanie Höfler und Philip Waechter ist ein illustrierter Erzählband. Episodisch werden Skizzen und Erlebnisse erzählt, die sich um den Themenkomplex Gefühle drehen. Es ist etwas umfangreicher als die anderen Bücher, aber man kann einzelne Geschichten daraus auswählen. Für den Vorlesepreis ist es durch die sprachliche Gestaltung und das Veran-

schaulichen komplexer Zusammenhänge so interessant.

»Auf der Suche nach der geheimnisvollen Riesenqualle« von Chloe Savage ist ein Sachbilderbuch. Hier geht es um das Leben einer Forscherin, die auf der Suche nach einer großen Qualle ist, von der sie vermutet, dass sie sich irgendwo im Meer versteckt. Ich finde schön, dass am Ende offenbleibt, ob sie damit Erfolg hat oder nicht. Das Besondere an dem Buch ist, dass das Bild etwas mehr verrät als der Text. Wenn man sich die Bilder genau anschaut, entdeckt man die Qualle, die der Forscherin verborgen bleibt. Damit wird auch eine Geschichte der Frustration und der Wissenschaft erzählt.

Der dritte Titel, »Der Wortschatz« von Rebecca Gugger und Simon Röchlisberger, ist auch ein Bilderbuch, das sich dem Thema Sprache widmet. Es geht darum, verschiedene Wörter auszuprobieren, über die Poesie von Sprache nachzudenken und Wörter vorzustellen, die sonst vielleicht abseits des üblichen Wortschatzes von jüngeren Lesenden liegen.

Wie wird der Gewinnertitel ausgewählt?

Über die Homepage haben Kinder und Erwachsene bis Ende Oktober die Möglichkeit, ihren Lieblingstitel zu wählen. Die finale Entscheidung wird also nicht von einer Jury aus Kritikerinnen und Kritikern getroffen. Um das ausgewählte Gewinnerbuch herum finden dann verschiedene Vermittlungs- und Vorleseaktionen statt.

Kinder und Erwachsene können gerade noch über ihren Lieblingstitel abstimmen.

Haben Sie einen geheimen Favoriten?

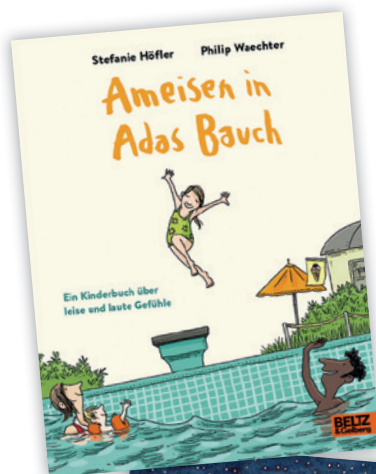
Ich weiß gar nicht, ob ich das sagen darf (lacht). Natürlich habe ich einen Favoriten. Mir hat »Auf der Suche nach der geheimnisvollen Riesenqualle« sehr gut gefallen, weil es zeigt, wie Wissenschaft funktioniert. Auch bezüglich des Zeichenstils finde ich die Illustrationen ungewöhnlich für die aktuelle Kinderliteratur.

INTERVIEW: MICHELLE SCHLEIMER

■ Abstimmung: bis zum 26.10. auf www.alle-lesen-mit.de

■ Preisverleihung: 21.11., Leipziger Stadtbibliothek

FOTO: PRIVAT



Die Schweizer Autorin und Übersetzerin Dorothee Elmiger steht mit ihrem vierten Roman auf der Longlist des Deutschen Buchpreises. Dem *logbuch* erzählt die mehrfach ausgezeichnete Schriftstellerin von Inspirationen für »Die Holländerinnen« und vom Reiz des Gefährlichen.

Worum geht es in Ihrem neuen Buch?

Auf der Oberfläche geht es um eine Gruppe von Theaterleuten, die in einem tropischen Waldgebiet eine Art Recherche durchführt und sich auf ein Stück vorbereitet. Auf einer tieferen Ebene ging es mir unter anderem um die Frage, wie verschiedene Formen von Gewalt miteinander in Verbindung stehen beziehungsweise ob all unsere Verhältnisse immer und immer noch von Gewalt geprägt sind. Im Buch wird das anhand des Verhältnisses zur Natur, etwa im Bändigen von Tieren, im Geschlechterverhältnis oder auch im Zusammenhang mit kolonialen Verhältnissen thematisiert.

Was hat es mit dem Titel »Die Holländerinnen« auf sich?

Die Geschichte der Holländerinnen ist angelehnt an eine Geschichte von zwei Frauen, die sich tatsächlich ereignet hat: Sie sind in Panama verschwunden und später fand man eine Kamera von ihnen mit einer ganzen Serie von Fotografien, die nachts aufgenommen wurden und auf denen eigentlich »nichts« zu sehen ist. Mich haben diese Bilder sehr interessiert. Ich habe lange überlegt, wie ich mit diesem realen Fall umgehe. Eine Weile dachte ich darüber nach, Österreicherinnen oder Schweizerinnen aus ihnen zu machen. Aber dann schien es mir eben doch ganz richtig, dass es Holländerinnen sind, auch wegen des historischen Bezugs. Das hat für mich noch mal einen Assoziationsraum geöffnet, der für den Text wichtig war.

Was war der Ausgangspunkt für Ihre Arbeit an dem Buch, gab es eine Art Initialszene?

Das ist schwierig zu beschreiben. Ich habe eigentlich schon 2019 eine Vorform von diesem Buch angefangen, aber das war äußerlich ein ganz anderer Text und ich habe dann mehrere Jahre alle Versuche verworfen, bis ich diesen Text geschrieben habe. Was all diese Entwürfe verband, war keine konkrete Szene, vielmehr ging es mir um eine Wahrnehmung der Gegenwart, um eine große Desillusionierung. Ich bin in den Achtzigern geboren und in den Neunzigern aufgewachsen und bezüglich bestimmter Bereiche gab es in meiner Jugend doch das Gefühl, dass man sich gesellschaftlich auf einem Pfad der Besserung befindet – was die patriarchalen Verhältnisse betrifft zum Beispiel. All meinen Versuchen lag das Gefühl zugrunde, dass sich das eben doch nicht bewahrheitet hat. Irgendwann hatte ich schlicht alle vor-



»Das Gegenteil von Resignation«

Die Schriftstellerin Dorothee Elmiger über ihr neues Buch »Die Holländerinnen«

hergehenden Fassungen verworfen und dann fing dieser Text an.

Im Gegensatz zu Ihrem vorherigen Buch »Aus der Zuckerfabrik« gibt es diesmal eine lineare Handlung. Was waren die Gründe dafür, von einer Art Montage zu einer geschlossenen Erzählform zu gehen?

Nach der Arbeit an der »Zuckerfabrik« hat es sich zunächst logisch angefühlt, in gleicher Form weiterzumachen, mit einer Art Gefäß, in das ich alles Mögliche reinpacken konnte. Mir war aber bald klar, dass ich mich formal nicht wiederholen konnte oder wollte. Für mich hat die Entscheidung für eine bestimmte Erzählweise etwas mit dem konkreten Stoff zu tun, zugleich ist es vermutlich auch eine Reaktion auf eine Gegenwart und wie sie erlebt wird. In Zeiten der Verunsicherung ist, glaube ich, das Bedürfnis nach einer kohärenten Erzählung größer. In meinem Roman ist das selbst ein großes Thema – dieses Erzählen gegen die Angst – und ich denke, dass mein Text das auch tut, trotz des Wissens, das damit die Dinge nicht gelöst werden. Gleichzeitig hatte ich auch einfach Lust darauf, mal zu erzählen, wobei dieses Erzählen durch die verschachtelte Struktur und die indirekte Rede natürlich nicht naiv ist, sondern ein sehr gebrochenes und künstliches Erzählen.

An einer Stelle in Ihrem Buch heißt es, dass sich der Horror nicht benennen, sondern nur umkreisen lässt. Was ist damit gemeint?

Der Horror an dieser Stelle ist auch ein Zitat: Es sind die letzten Worte des Elfenbeinhändlers Kurtz in Joseph Conrads »Herz der Finsternis«, die dann auch in Coppolas »Apocalypse Now« vorkommen. Bei mir ist

der Horror nicht zuletzt ein existenzieller, kosmischer: das »Nichts«, das eben auch auf den Fotos der Holländerinnen zu sehen ist. Die Zufälligkeit unserer Existenz, die Abwesenheit eines letzten Grunds. Und diese Abwesenheit lässt sich eben gerade mit Sprache nicht beschreiben.

Eine zentrale Figur in Ihrem Buch ist der Theatermacher, die treibende Kraft hinter dem Projekt. Was ist das für eine Figur?

Ich glaube, für mich war der Theatermacher eine gute Figur, weil sich an ihm sehr pointiert gewisse Fragen darstellen lassen, die natürlich auch auf mein eigenes Schaffen zutreffen. Also die Frage nach dem Verhältnis von Kunst, die irgendeinen Anspruch hat, und dem Leben der Person, die diese Kunst schafft und selbst ja wiederum verstrickt ist in die Welt. Der Regisseur Werner Herzog – ein Vorbild für den Theatermacher – ist ein gutes Beispiel: »Fitzcarraldo« ist ein großartiger Film – aber es gibt eben auch das Wissen darüber, dass diesen Film zu machen einen Preis hatte, der nicht klein war. Wenn all unsere Verhältnisse von Gewalt und Herrschaft geprägt sind, dann kann man die Kunst eben nicht davon ausnehmen.

Ihr Buch ist voller Verweise. Welche Quellen waren besonders wichtig für Sie und welche Rolle haben die Klassiker des »Dschungel-Horrors« von Joseph Conrad oder Francis Ford Coppola gespielt?

Ich habe Joseph Conrad natürlich gelesen, vor Jahren, und man besteht ja sowieso aus allen Texten, die man gelesen hat. Coppola und Conrad sind im Laufe meiner Arbeit an dem Text irgendwann aufgetaucht. Sie waren aber keine expliziten Vorbilder, ich habe mich eher pflichtbewusst mit diesen

Referenzen befasst. Im Grunde ist so ein Treck durch den Wald und das Verschwinden darin ja ein eigenes Genre. Das ist eine total unoriginelle Idee, das gibt es tausendfach. Für mich war, ähnlich wie für Coppola, das Ende ein großes Problem und ich habe mich gefragt, ob vielleicht in der Struktur einer solchen Erzählung gewisse Fragen und Lösungen schon angelegt sind. Also, dass es zum Beispiel eben nicht wirklich enden kann. Ansonsten war Ingeborg Bachmann sehr wichtig für mich. Die Frage nach der Verbindung verschiedener Formen von Gewalt, die ihrem Todesartenprojekt zugrunde liegt, hat mich auch während der Arbeit an »Die Holländerinnen« beschäftigt. Auch die »Dialektik der Aufklärung«, die zwei-, dreimal zitiert wird, ist ein Text, zu dem ich noch mal zurückgekehrt bin.

Warum folgen die Leute eigentlich dem Theatermacher in den Dschungel?

Einerseits gibt es natürlich Lohnverhältnisse – die Leute werden bezahlt, das sind ihre Jobs und da gibt es also eine Unfreiheit. Gleichzeitig gibt es in Gruppen bestimmte Dynamiken: Wer traut sich, was zu sagen, wer widerspricht wann, was ist möglich, was ist wem möglich? Der Theatermacher ist ja eine charismatische Figur und auch nicht blöd, es gibt ein positives Versprechen, etwas gemeinsam zu schaffen oder zu finden. Und dann gibt es eine gewisse Faszination für die Gefahr. Ich habe mich auch schon in solchen Situationen wiedergefunden, in denen man ständig überlegt: Verlasse ich jetzt den Raum oder sage ich was oder nicht? Das sind manchmal ja ganz herausfordernde Situationen.

Zugleich ist es ja etwas zutiefst Menschliches, sich ohne Notwendigkeit für eine in gewisser Weise völlig nutzlose Sache wie so ein Theaterprojekt herzugeben und dabei vielleicht sogar sein Leben zu riskieren ...

Als Autorin habe ich auch oft das Gefühl, dass es eigentlich überhaupt keinen Sinn ergibt, dass ich selbst immer wieder an den Schreibtisch zurückkehre, weil das Schreiben oft auch eine furchtbar einsame, schwierige Erfahrung ist. Und trotzdem gibt es doch so einen Antrieb weiterzumachen, obwohl man beim Schreiben nie weiß, wo man am Ende rauskommt. Dieses Mal bin ich auch immer wieder selbst erschrocken darüber, wie düster der Text war. Gleichzeitig sind aber das Schreiben selbst und der Umgang mit der Sprache eigentlich etwas total Bejahendes. Das ist auch immer eine Arbeit gegen die Angst, eigentlich das Gegenteil von Resignation.

INTERVIEW: LEON TIEMEIER

■ Dorothee Elmiger: Die Holländerinnen. München: Hanser 2025. 160 S., 23 €
■ Die Rezension des Romans finden Sie auf S. 30.

Sie lügen wie gedruckt. Wir drucken, wie sie lügen.



2 Wochen testen.

Das kostenlose Probeabo endet automatisch und muss nicht abbestellt werden.

jungewelt.de/probeabo • abo@jungewelt.de • Abotelefon: 0 30/53 63 55-84

JAROSLAV RUDIŠ

GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR

Bier

Lesung am 10.11.2025

**Jaroslav Rudiš und Juliane Streich
sprechen über Bier und Bücher.**

Einlass: 19.30 Uhr | Beginn: 20 Uhr
Schaubühne Lindenfels

Karten: VVK 15/10 €, AK 17 €/12 €

Eine Veranstaltung
des Stadtmagazins *kreuzer*

kreuzer

ANZEIGE

Ungehörte Stimmen hörbar machen

Das Projekt »Unseen Lives« lässt Menschen zu Wort kommen, die häufig einen erschwerten Zugang zum Literaturbetrieb haben

Geschichten, Stimmen, Perspektiven aus dem Unsichtbaren. Literatur, die berührt.« So beschreibt Kulturregen Berlin das eigene Projekt »Unseen Lives«, das den Anspruch hat, Literatur und Hörkultur inklusiver zu gestalten. Im Mittelpunkt stehen 19 Geschichten von Personen mit unterschiedlichen unsichtbaren Behinderungen, die nun als Hörstücke realisiert vorliegen und auf der eigenen Homepage sowie auf Youtube zu finden sind. Unterstützt wurde das Projekt von der Aktion Mensch und der Paul-und-Charlotte-Kniese-Stiftung. Der Titel »Unseen Lives« (»Ungesehene Leben«) steht – so die Projektverantwortlichen – für solche Erfahrungen, die im Alltag häufig übersehen

werden, die Lebenswelt der Betroffenen aber entscheidend prägen.

Im November 2023 begann die erste Phase von »Unseen Lives«: Aus über 40 biografischen Interviews wählte eine divers besetzte Jury die 19 Finalisten aus. Die einzige Gemeinsamkeit der Interviewpartner ist das Leben mit chronischen Erkrankungen, psychischen Belastungen, neurodivergenten Wahrnehmungen oder sensorischen Einschränkungen. Die ausgewählten Personen haben in einem zweiten Schritt in Zusammenarbeit mit Schreibcoaches und Dramaturgen literarische Texte verfasst und Hörstücke unterschiedlicher Art entwickelt. Die Produktion lief zwischen

November 2023 und Anfang 2025. Die Hörstücke lassen sich keiner festen Form zuordnen: Neben autofiktionalen Hörbüchern stehen poetische, essayistische und experimentelle Formen. Auch inhaltlich unterscheiden sich die 19 Hörstücke und sind keinesfalls auf Behinderungen beschränkt. »Was sie schreiben, bewegt sich jenseits klischeehafter Betroffenheitsnarrative, mit einem klaren künstlerischen Anspruch«, so die Organisatoren. Es sollte dabei möglichst wenig Einschränkungen geben, die Arbeit soll zugleich auch ein Akt kultureller Selbstbestimmung sein. Kulturregen Berlin, die sich selbst als Netzwerk für inklusives kulturelles Empowerment beschreiben, möchte einen Raum anbieten, in dem Kreativität, Selbstwirksamkeit und kulturelle Teilhabe gleichberechtigt nebeneinander stehen. Daher werden die 19 Ergebnisse dieses Projekts allen Interessierten kostenlos und barrierefrei zur Verfügung gestellt. Zur Einordnung folgt ein Auszug aus einer der Geschichten: »Flatterling und Essenzen« der Leipziger Autorin Maïke Lindemann. JOACHIM KERN



Biografie Maïke Lindemann

Maïke Lindemann wurde 1982 geboren und ist im Ruhrgebiet aufgewachsen. Ihre musikalische Laufbahn führte sie über das Jazz- und Pop-Gesangsstudium in Arnhem (Niederlande) bis nach Weimar, wo sie ein Masterstudium im Bereich Improvisierter Gesang abschloss. Als freiberufliche Sängerin tourte sie über viele Jahre mit unterschiedlichen Formationen – von Funk und A Cappella bis hin zu Singer/Songwriter-Jazz – auf zahlreichen Konzertbühnen weltweit und wirkte an zahlreichen Albumproduktionen mit. Seit ihrem Umzug nach Leipzig ist sie eng mit der hiesigen Jazz-

szene verknüpft und war an diversen Projekten beteiligt.

Im Jahr 2020 begannen die ersten Aufnahmen für ihr Debütalbum als Solo-Vocal-Loop-Artist Likiam. Dieser Arbeitsprozess wurde durch eine Covid-Erkrankung im Februar 2022 unterbrochen. Seitdem lebt Maïke Lindemann mit der chronischen Erkrankung ME/CFS und ist arbeitsunfähig. Trotz dieser Herausforderung setzt sie ihre künstlerische Arbeit fort und sucht neue Wege, um mit reduzierten körperlichen Ressourcen einen kreativen Ausdruck zu finden.

Hörstücke online:

Homepage: www.kulturregen.org

Youtube: www.youtube.com/@kulturregenberlin



Textauszug »Flutterling und Essenzen« von Maike Lindemann

Ich liege, also denke ich. In atemberaubendem Tempo schießen die Gedanken durch mein Hirn, unkontrolliert wie eine Flipperkugel von einem Trigger zum nächsten. Wenn ich doch mal ins Spiel eingreifen könnte, verpasse ich die Kugel und sie rutscht durch ins Nichts und dafür bin ich noch nicht bereit. Zum Glück ist der Nachschub an Kugeln unendlich. So wie die Zeit. Irgendwie sollten wir uns also anfreunden, meine Gedanken und ich. Ein Team werden. Vielleicht nehmen wir auch noch die Ewigkeit dazu, denn die Dringlichkeit scheint mir keine gute Begleiterin dieser Tage. Vielleicht war sie auch schon immer nur eine Illusion, die mir eine Wichtigkeit ihrer selbst vorgaukelt, wo eigentlich eher ein Innehalten angebracht gewesen wäre. Momentan sind meine Gedanken, mein Körper und ich aber der sprunghaften Konzentration ausgeliefert. Doch wir haben nur uns. Vielleicht kann ich meiner Wahrnehmung ja ein paar Fokuspunkte oder Fokusbilder schaffen.

Wenn man lange genug hinschaut, werden die Knubbel auf der Raufasertapete zu einer Vielzahl von Formen. Ein lässig im Rollstuhl sitzender Hase, eine Palme spreizt ihre Blätter, ein am Boden hockendes Kaninchen, ein runder Po im Porträt. Sagt das, was ich sehe, etwas über mich aus? Auf jeden Fall bringt es mir für eine Weile Fokus und Freude, meine Zimmerdecke mit Formen zu füllen, bevor die Augen wieder Pause brauchen. Was gibt es denn noch zu entdecken? Meine Atmung. Die ist immer da. Ich atme ein und spüre den Atem an den Nasenflügeln entlang durch den Rachen in die Lungen fließen. Noch ist die Luft kalt, aber wenn sie wieder auf dem gleichen Weg rausströmt, habe ich sie aufgewärmt. Sie war mitten in meinem Körper, wo irgendwie ein Austausch von Neuem mit Verbrauchtem stattfindet, und verlässt ihn dann wieder. Habe ich darüber nicht mal was im Biologieunterricht gelernt? Ich kann mich an nichts erinnern. Meine Tagebücher erzählen sicher, was damals wichtig war. Die Faszination für meinen Körper als komplexes System ist mir jedenfalls jetzt erst zugänglich. Jetzt, wo die Prozesse ganz schön ins Holpern gekommen sind und mich aus der mir bekannten Art von Lebendigkeit herausgerissen haben. Ich bin zwar noch da, aber irgendwie nur als blasse Kopie. Viele Teile von mir arbeiten, ja, aber irgendwas hindert andere,

daran teilzunehmen. Wie tief kann ich meinen Körper eigentlich wahrnehmen?

Klar, ich habe die bewusste Entscheidung, hebe ich meinen Arm oder nicht? Öffne ich die Augen oder nicht? Wobei, das mit dem Arm ist ja auch nicht mehr so leicht. Irgendwie fehlt der Zugang zur Kraft. Das Leben hat sich irgendwo tief in mir zurückgezogen und den Rest des Körpers dem Chaos und den Schmerzen überlassen. Aber irgendwo schlummert es noch, da bin ich sicher. Welche Körperbereiche bestimme ich eigentlich und wer bestimmt die anderen? Und wo beginnt dann das Ich und wo sitzt es überhaupt? Wenn es so viele Teile gibt, die ich gar nicht unter Kontrolle habe, über die ich gar nicht einfach bestimmen kann, jedenfalls nicht auf die Art und Weise, die ich bisher für selbstverständlich gehalten habe, wer macht das dann?

Oh, der Verstand hat es schwer dieser Tage und so viele Fragen.

Für leichte Alltagsgehüpfе und kurze Schwebemomente mag ich die kleine Form meiner Flügel, aber für die kommenden Herausforderungen mit Fluggästen scheint mir eine stabilere und wendigere Variante sehr angebracht. Ich spüre das vertraute Vibrieren an meinen Flügelansätzen, als ich beginne, sie von der Mitte meines Rückens an die Seite meines Körpers zu schieben. Mit einem tiefen Seufzer verdichte ich ihre Struktur zu einer stabilen Membran und lasse sie größer werden. Ich wachse aus mir heraus und durch mich hindurch. Ein Großteil der Kraft und Masse meiner Beine sauge ich in mich hinein. Die Kraft wird jetzt zum Fliegen gebraucht und nicht mehr zum Gehen. Nun strecke und recke ich noch meinen Hals auf eine angemessene Länge und verlagere meinen Körperschwerpunkt, um möglichst geschmeidig in der Luft liegen zu können. Die Mulde hinter meinem Nacken lasse ich noch flauschiger werden, um meinem Team dort etwas mehr Gemütlichkeit zu geben. Das restliche Fell lasse ich so, wie es ist. Ob ich sie so sicher tragen kann?

Schon öfter sind wir gemeinsam geflogen, aber eine solche Herausforderung, wie die kommende, musste ich dabei noch nie bewältigen. Hoffentlich habe ich mir da nicht zu viel zugemutet.

ANZEIGE

**SCHÖN,
KLUG,
UNWIDERSTEHLICH**

organisiert von der



Kurt Wolff Stiftung
zur Förderung einer vielfältigen
Verlags- und Literaturszene

**Leseinsel
der unabhängigen
Verlage**

**5 Tage
57 Lesungen**

Das komplette
Programm
finden Sie hier



**Frankfurter Buchmesse 2025
Halle 3.1/C105**



»Da sind Menschen unschlagbar«

Illustrator Michael Mantel über die Unterschiede zwischen menschengemachten und KI-generierten Illustrationen

Seit 2003 arbeitet Michael Mantel als freier Illustrator und widmet sich vor allem Geschichten für Kinder. Kinder-, Bilder- und Vorlesebücher oder auch Bücher für Erwachsene – sein Repertoire ist genauso groß wie seine Leidenschaft. Bei einem Besuch auf seiner Website sticht eine Zeile jedoch sofort ins Auge: »Kein KI-Training gestattet!« Den Einsatz von Künstlicher Intelligenz in der Illustrations- und Literaturbranche sieht er kritisch. Mit seinen Sorgen um die Zukunft ist er nicht allein. Im Interview mit dem *logbuch* spricht er über seine Arbeit und den Einfluss von KI.

Sie sind Illustrator für Kinderbücher. Wie würden Sie Fachfremden den Unterschied zwischen Ihren Illustrationen und denen einer KI beschreiben?

Meine Illustrationen basieren auf meiner Erfahrung, die ich aus den Jahren habe, in denen ich mit Kindern gearbeitet habe, für Kinder oder im Kinderbuchbereich. Da sind sehr viele Ideen drin, sehr viele Gedanken, die ich mir zu einem Thema mache – sowohl inhaltlich als auch illustrativ. Es ist mein eigener Stil, den ich über lange Jahre entwickelt habe, der Versuch, sich von anderen abzuheben und meinen eigenen Weg zu finden. Das ist auch der Unterschied zu den Illustrationen, die ein KI-Programm ausspuckt: Diese beruhen auf einem Durchschnit. Ich finde, man sieht meist sofort, wenn eine Illustration KI-generiert ist, und das passt nicht so in die Kinderbuch-Richtung.

Was kann eine KI beim Generieren von Kinderbuchillustrationen falsch machen?

Falsch machen es eher die Menschen, die vor der KI sitzen, denn KI ist auch nur so gut wie der Prompt. Da gibt es große Unterschiede. Ich glaube aber, das Problem liegt ganz oft darin, dass viele Menschen, die Kinderbücher mit KI machen, sich eigentlich noch nicht wirklich mit dem Thema Kinderbuch auseinandergesetzt haben. Ich muss mich mit der Thematik auskennen, ich muss wissen, was ich will. Nur dann bekomme ich auch gute Ergebnisse. Wenn ich das nicht weiß und einfach die KI machen lasse, dann kommen oft Illustrationen heraus, die nicht wirklich schön sind, die keine richtige Tiefe haben. Gerade bei Kinderbüchern wird über das Bild so viel zusätzlich erzählt. Wenn das eine KI übernimmt, fehlt einfach ganz viel. Das gilt auch für die inhaltliche Ebene: Wenn es nun auch um Mutmachbücher geht, die Kinder psychologisch bewegen sollen, finde ich das schon bedenklich.

Immer mehr Verlage, vor allem auch größere, greifen zu KI, um Bilder und Illustrationen zu erstellen. Ein aktuelles Beispiel sind die Thomas-Mann-Neuauflagen des S.-Fischer-Verlags. Wie sehen Sie das?

Ich glaube, das probieren derzeit sehr viele aus. Dahinter steckt sicherlich der Gedanke, man könnte damit einen Schritt überspringen oder man hätte eine größere Einflussnahme auf das Ergebnis. Ich frage mich dann aber: Können die Personen das Ergebnis auch wirklich beurteilen oder braucht es nicht jemanden mit einer entsprechenden Ausbildung und Erfahrung? Denn den Eindruck, dass sich diese Leute von KI-generierten Ergebnissen blenden lassen, den habe ich schon relativ oft. Menschen, die bildlich denken, kommen zu einem ganz anderen Ergebnis und beurteilen auch anders als

Leute, die das nicht tun. Aber dieses Problem haben wir sowieso in der deutschen Kinderbuchbranche – im Gegensatz zum Beispiel zu England, wo es immer noch eine Artdirection gibt. Ich habe es auch selbst schon oft erlebt, dass beispielsweise Schriften für ein Cover gestaltet wurden, die ganz mies aussahen. Da dachte ich mir: Wie kann das so durchgehen? Aber meist gibt es einfach in solchen Fällen niemanden mit bildlicher Erfahrung, der dahinter sitzt und draufschaut. Hier stellt sich dann die Frage, ob es einem egal ist, ob man sagt: »Never judge a book by its cover.« Viele machen das natürlich trotzdem. Ein gutes Aussehen, ein schöner Farbschnitt – das macht doch viel her. Weil oft Geld fehlt, ist das die Stelle, an der man sparen will.

Mittlerweile gibt es auch Verlage oder Autoren und Autorinnen, die auf Illustratoren und Illustratorinnen mit einem KI-Bild zugehen, um ihre Vorstellungen zu zeigen. Wie gehen Sie damit um?

Erst einmal tief durchatmen! (lacht) Das habe ich tatsächlich schon gehabt. Aber ich konnte der Person relativ schnell klarmachen, dass das keine gute Idee ist, da somit auch schon eine ganze Menge vorweggenommen und die eigene Vorstellung geprägt wird. Selbst wenn man eine klare Idee hat, was man haben möchte, heißt das nicht, dass die KI das auch so umsetzen kann. Da sind wir Illustratoren und Illustratorinnen gefragt, das herauszukitzeln, was gut funktioniert und was sich die Leute wirklich wünschen. Daher lehne ich KI-Entwürfe immer ab, um in meinem kreativen Denken und Handeln nicht eingeschränkt zu sein.

Wie wird sich in Ihren Augen die Buch- und Illustrationsbranche verändern?

Wir sehen derzeit sehr viel von diesem KI-Kram auf dem Self-Publishing-Markt oder auch bei Amazon. Da stellt sich die Frage, inwieweit die Leute das so akzeptieren. Ich glaube, es hängt davon ab, ob die Käufer und Käuferinnen es bemerken und ob sie sagen, ich achte künftig mehr darauf und kaufe lieber etwas anderes. Noch schwieriger wird es mit KI-generierten Texten. Vielleicht kann man ein KI-generiertes Cover noch akzeptieren, aber möchte ich wirklich, dass ein Programm das Buch geschrieben hat, das ich lese? Aber es ist total schwer, da in die Zukunft zu schauen. Für den Kinderbuchbereich hoffe ich einfach, dass die menschliche Illustration eine so lange und schöne Geschichte hat, dass es den Menschen wichtig ist, einen Namen dazu zu haben.

In einem Interview mit dem NDR beschreiben Sie Ihr Problem als Illustrator mit KI-Illustrationen: Ihre Ideen, Ihre Stile, Ihr Urheberrecht sind in Gefahr durch die Replikation von KI. Wie gehen Sie vor, um sich und Ihr Werk zu schützen?

Das ist schwierig. Alle Gesetze, die aktuell angestrebt werden, beruhen eher auf diesen Opt-out-Verfahren: Ich muss aktiv werden und sagen, ich möchte nicht, dass meine Sachen verwendet werden. Das heißt, Technikunternehmen müssen sich die Erlaubnis nicht einholen, damit sie etwas nutzen können, sondern ich als kleiner Künstler muss es verbieten. Und selbst dann habe ich kaum die Möglichkeit, zu überprüfen, ob sie es tatsächlich nicht für eine KI-Generie-

rung genutzt haben. Ich finde die Gesetzgebung einfach viel zu lasch. Urheberinnen und Urheber müssten einen größeren Schutz erhalten, wie es im Koalitionsvertrag eigentlich auch festgeschrieben ist. Denn als Einzelperson mit einem überschaubaren Einkommen hat man bisher nur eine geringe Macht, etwas zu unternehmen.

Welche Tipps würden Sie angehenden Illustratoren und Illustratorinnen geben, um in dieser Branche auch gegen KI anzukommen?

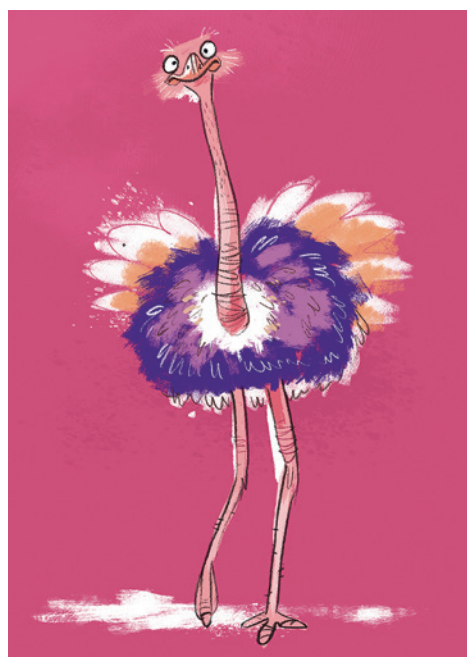
Ich glaube, Berufseinsteigende haben es jetzt ganz schön schwer. Gerade diese Jobs, mit denen man in die Welt der Illustration reinfindet, wo keine Perfektion gefragt ist, die fehlen. Für mich waren das zum Beispiel Storyboard-Jobs. Wenn ich mir heute meine Entwürfe ansehe, frage ich mich: Warum wurde ich da eingestellt? Aber man braucht das, man muss wachsen können. Und wenn man diese Möglichkeit nicht hat, was soll man dann machen? Es ist schwer, hier Tipps zu geben, aber ich denke, alles, was live stattfindet – Lesungen, Graphic-Recordings und Live-Veranstaltungen für Illustratoren und Illustratorinnen –, ist eine super Sache. Das gilt aber eher für etablierte Illustratoren und Illustratorinnen. Allein davon lässt sich leider auch selten leben.

Wenn Sie einen Appell an die vielen Verlage da draußen richten könnten, was würde dieser beinhalten?

Ganz wichtig ist ein aktives Miteinander. Dass wir eben nicht versuchen, uns gegeneinander auszuspielen. Wir sollten einander den Rücken stärken und wissen, es dauert eine gewisse Zeit, um ein Buch zu erstellen und um an Ideen zu kommen. Man muss auch mal Kritik äußern, das Gespräch und die Öffentlichkeit suchen, damit die Menschen überhaupt verstehen, was passiert. Denn ganz vielen Menschen ist nicht bewusst, dass es solche Herausforderungen gerade auch im Kinderbuchbereich gibt. Wir sitzen zusammen in diesem großen Boot Verlagswelt und müssen schauen, wie wir dieses Besondere an Büchern und an dieser ganzen Welt aufrechterhalten. Ich glaube, KI kann sicherlich an dem einen oder anderen Punkt in Verlagen eine Unterstützung bieten. Aber wenn es um Bücher selbst geht, um Geschichten, um Bilder, da sind Menschen unschlagbar.

INTERVIEW: JOHANNA KLIMA

■ www.michaelmantel.com



Michael Mantel setzt auf menschengemachte Illustrationen mit mehr Tiefe



Der S. Fischer-Verlag setzt auf KI-Cover

»Viele junge Menschen möchten sich literarisch ausdrücken«

Die Autoren Johannes Herwig und Dinçer Güçyeter bringen Schulklassen Literatur näher

Beginnen wir mit einer guten Nachricht: Die aktuellen Studien zur Lesekompetenz und dem Interesse am Lesen bei Kindern und Jugendlichen haben nicht durchgehend schlechte Ergebnisse. Und an alle, die dazu neigen, »früher war alles besser« zu rufen: Sie zeugen von einer gewissen Konstanz in der Lesebereitschaft der vergangenen Jahre. Vor allem die Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19-Jähriger, die JIM-Studie (Jugend, Information, Medien) von 2024, kommt zu dem durchaus optimistischen Schluss, »dass das Lesen von Büchern zwar gewissen Schwankungen unterliegt, aber insgesamt nicht an Bedeutung verloren hat«. In den vergangenen zehn Jahren war das Lesen von Büchern für 32 bis 40 Prozent der Befragten eine regelmäßige Freizeitbeschäftigung. Zugleich kommen die Schulstudien Pisa und Iglu aber zu dem Schluss, dass die allgemeine Lesekompetenz durchaus Defizite aufweist. Laut Pisa-Studie ist das Lese-Niveau auf einem Tief seit Beginn der Erhebungen 2000 angekommen. In der vierten Klasse habe die Lesekompetenz innerhalb der letzten zehn Jahre deutlich abgenommen, bemerken auch die Macher der Iglu-Studie von 2021. Diese speziell auf die Lesekompetenz von Grundschulkindern ausgelegte Untersuchung betont aber zugleich, dass die Lesemotivation selbst hoch sei. Ein großes Problem bestehe aber: Lehrkräfte treffen für die Schullektüre oft eine ungünstige Wahl, da die »bevorzugten Genres oft nicht geeignet sind, die Lesemotivation der Kinder über die Grundschulzeit hinweg aufrechtzuerhalten«. Möglicherweise auch deshalb ergibt sich eine Diskrepanz in der Lesemotivation inner- und außerhalb der Schule.

Dass man vielleicht nicht nur Bücher toter weißer Männer in der Schule behandeln sollte, hat sich mittlerweile auch bei den Verantwortlichen herumgesprochen. Ab dem diesjährigen Schuljahr ist beispielsweise Johannes Herwigs »Bis die Sterne zittern« Teil der Pflichtlektüre in Sachsen. Bereits zuvor hatte Herwig eine enge Bindung zur Institution Schule und er bietet nach wie vor Lesungen und Gespräche für Klassen an. Damit ist er durchaus kein Einzelfall. Auch andere Autoren haben erkannt, dass der direkte Kontakt zu jungen Menschen wirkungsvoll sein kann. So entwickelte José F. A. Oliver in Stuttgart die »Schreibwerkstätten für Schulen« und auch Safiye Can und Dinçer Güçyeter, beide für ihre Lyrik bekannt, engagieren sich dort, wo sich Schule und Literatur treffen.

Für Dinçer Güçyeter begann alles auf dem von Oliver organisierten Fest »Leselenz« in Hausach, wie er dem *logbuch* erzählt. Dort habe er sofort bemerkt, dass Schülerinnen und Schüler ein durchaus interessiertes Publikum sind, nur kein gewohntes: »Mich hat das damals so fasziniert, weil die Fragen ganz anders waren als in einem Literaturhaus. Die Schüler und Schülerinnen fragen zum Beispiel nach dem Honorar. Die sind da sehr zügellos.« Nach einigen erfolgreichen Schulveranstaltungen wurde er wiederholt angefragt, entweder von der Schulleitung oder von Schülern selbst, so Güçyeter.



Veröffentlicht 2026 seinen ersten Abenteuerroman für Kinder: Johannes Herwig

Auch Johannes Herwig, dessen Arbeit an Schulen quasi unmittelbar mit dem Erscheinen seines Debüts anfang, bekommt zunehmend direkte Nachrichten aus der Schülerschaft, die unter anderem nach Zusammenfassungen oder Erklärungen zu seinem Roman fragen. Dieses Bedürfnis nach Kontakt von Seiten der Schülerinnen und Schüler überrascht wenig, wenn man die Einstellung der beiden Autoren kennt. »Generell begegne ich meinem Publikum immer auf Augenhöhe, will Verbindung schaffen und ein positives Literaturerlebnis bieten. Ich habe keinerlei intellektuelle Befindlichkeiten und quatsche in den Diskussionsrunden auch gern über Persönliches«, fasst Herwig seine Grundhaltung zusammen. Und auch Güçyeter betont, dass er so direkt und ehrlich wie möglich auftritt, um sein Publikum zu erreichen. »Wir verstehen uns sehr gut in dieser ganz direkten Art, ohne Angst, ohne Scheu, ohne den Gedanken, dass wir

jetzt was falsch machen. Denn in der Literatur gibt es ja dieses unausgesprochene Gesetz: Es gibt kein Falsch.« Das ist vermutlich auch der Vorteil, den Autoren bei Auftritten in der Schule haben. Anders als Lehrkräfte müssen sie sich über eine etwaige Benotung keine Gedanken machen. Stattdessen bieten sie einen Raum, in dem frei über Literatur und die Welt gesprochen werden kann, im besten Fall ohne Einschränkungen. Möglicherweise erschließt sich so für den einen oder die andere ein neuer Zugang. Zugleich wollen sowohl Herwig als auch Güçyeter vermitteln, dass literarische Texte neben Inhalten auch immer ästhetische Medien sind. Güçyeter betont, dass nicht jeder geschriebene Text auch Literatur ist, und Herwig ist überzeugt, dass seine Themen und Inhalte sich dafür anbieten, unelitär und zugänglich über Ästhetik zu sprechen.

Diese Offenheit in den Gesprächen ist es auch, die, so Güçyeter, selbst Lyrik attraktiv werden lässt. Von Schülerinnen und Schülern sonst oft ängstlich beäugt, muss in einem Autorengespräch kein Metrum gefunden, nicht jedes Symbol mit Bedeutung gefüllt werden. In seinen Workshops kann auch über Rap gesprochen werden, die Jugendlichen werden in ihrer eigenen Lebensrealität abgeholt. Güçyeter appelliert, gegenwärtige oder zumindest jüngere Lyrik stärker in den Unterricht zu integrieren. »Warum bringt man nicht einen Thomas Brasch in die Klasse, sondern quält die jungen Menschen mit Hölderlin oder Hofmannsthal? Natürlich sind diese Namen auch wichtig, aber sie müssen nicht sofort in der 8. oder 9. Klasse auf die Schulbank kommen. Es ist wichtig, zuerst mal den Zugang zu schaffen. Man beginnt ja auch nicht sofort zu laufen, wenn man auf die Welt kommt.« Ein niederschwelliger Zugang zu Literatur kann also sicherlich anders begeistern, auch wenn Herwig betont, dass eine einzelne Lesung nicht leisten kann, was eine engagierte Lehrkraft über mehrere Jahre erreicht. Zugleich hält er diese Veranstaltungsformen für stark unterschätzt und bedauert, dass auch die Förderlandschaft noch mangelhaft ist. »Viele Lehrkräfte wissen nicht, wie sie diese Veranstaltungen überhaupt finanzieren sollen. Unser Netzwerk Kinder- und Jugendliteratur Leipzig und das noch recht neue Junge Literaturbüro sind aber an dem Thema dran.«

Nicht nur der alternative, entspanntere Zugang zu Literatur scheint für Autorenlesungen an Schulen zu sprechen, sondern auch die Förderung kreativen Schreibens. Beinahe wortgleich fallen die Antworten von Herwig und Güçyeter auf die Frage aus, ob die Treffen inspirierend für die Schülerinnen und Schüler seien. »Der Wunsch, sich literarisch auszudrücken, scheint bei doch recht vielen jungen Menschen sehr präsent zu sein«, bemerkt Herwig. Es kämen zahlreiche handwerkliche Fragen zum literarischen Schreiben, zur Arbeit am ersten Satz ebenso wie zum gesamten Schaffensprozess bis zum fertigen Buch. Außerdem sei es gut, Autorinnen und Autoren mal »zum Anfassen« zu erleben und direkt befragen zu können. Hemmungen vor den ersten eigenen Schreibversuchen werden so abgebaut. Auch Dinçer Güçyeter ermutigt die Schülerinnen und Schüler zum Schreiben und bekommt nach vielen seiner Veranstaltungen Post: Gedichte, Tagebucheinträge oder andere literarische Formen. Dass vieles davon unausgereift ist, findet er nur natürlich. Wichtig sei es vor allem, dass die Jugendlichen sich mit ihren eigenen Empfindungen auseinandersetzen und überhaupt in Betracht ziehen, diese in Form von Literatur auszudrücken. Er möchte

vermitteln, dass Schreiben eine Möglichkeit ist, ehrlich zu sich selbst zu sein und so auch immer etwas über sich selbst zu lernen.

Für die Schülerinnen und Schüler sind solche Schulbesuche häufig eine positive Abwechslung. Und auch die beiden Autoren wertschätzen diese Zeit. Für Herwig stellen die Lesungen einen willkommenen Kontrast zum »einsamen Schreiben« dar: »Aus seinem eigenen Buch lesen zu können, dabei ein aufmerksames Publikum zu haben, dass einen nach der Lesung mit seinen Fragen löchert, das sind immer die absoluten Highlights. Da vergisst man all die Kämpfe, die man mit dem Text über die Jahre ausgefochten hat.« Güçyeter hat durch seine Lesereise Deutschland neu entdeckt. Die Perspektiven der Jugendlichen geben seiner literarischen Arbeit einen frischen Blick. »Ich habe auf dieser Lesereise meine eigenen Texte interpretiert bekommen. Mit ihrer eigenen Interpretation haben die jungen Menschen aus diesen Texten etwas Neues gemacht. Dazu wäre ich als Autor vielleicht nie fähig gewesen.« JOACHIM KERN

■ Netzwerk Kinder- und Jugendliteratur Leipzig: www.kjl-leipzig.de, Junges Literaturbüro: www.junges-literaturbuero-leipzig.de



Mit unprätentiösem Blick auf die Literaturszene: Dinçer Güçyeter



FOTO: CHRISTIANE GUNDLACH

»Ich wollte den neuen Mächtigen keinen roten Teppich ausrollen«

Anja Kampmann im Gespräch über ihren neuen Roman »Die Wut ist ein heller Stern«

Lange Zeit dachte Anja Kampmann, dass alle Menschen schreiben und nur niemand darüber spricht. Durch einen Schreibkurs an der Universität merkte sie, dass sie ein besonderes Händchen für Lyrik hat – und der Weg führte sie zum Literaturinstitut Leipzig. Bis heute ist sie in Leipzig verwurzelt. In ihrem neuesten Roman »Die Wut ist ein heller Stern« geht es um Hedda, eine Varieté-Artistin in Hamburg zur Zeit des Nationalsozialismus. Dem *logbuch* erzählt Kampmann, wie viel Realität in ihrem neuen Roman steckt.

Ihr neuester Roman war schon seit 2021 in Arbeit. Wie sah der Weg bis zum eigentlichen Schreiben aus?

Es war tatsächlich ein langer Weg. Es gibt so viele Geschichten aus dem Nationalsozialismus, da will man erst mal stumm in der Ecke stehen und gar nichts sagen. In diesem Oral-History-Archiv in Hamburg, der Werkstatt der Erinnerung, habe ich viele Überlebende angehört. Ich habe gehört, wie sie sprechen. In diesen Stimmen war eine große Kraft, ein starkes Signal: Da ist etwas, das ist stärker als alle Angst, die man uns machen will!

Mein Fokus lag von Beginn an auf der Arbeiterschaft der Dreißiger, die in Hamburg ex-

trem stark war. Ich wollte das alles erst einmal verstehen. Ich will für meine Geschichten eine große Nähe zu den Figuren, kein Schwarz-Weiß. Ich will Menschen berühren, eine intensive Erzählstimme, bei der man auch mal lachen kann. Es geht um das, was uns als Menschen ausmacht – Freundschaft, Liebe, aber auch die Abgründe –, und gerade für diese Zeit ist es anspruchsvoll, sich nicht von den Themen erschlagen zu lassen. Es brauchte eine Menge Mut, um diese Erzählstimme zu finden.

Wie kam es zu der Entscheidung, gerade die ersten Jahre nach der Machtübernahme in Hamburg zu beleuchten?

Ich kannte Hamburg über die Erzählungen meiner Großmutter, die dort als Tochter eines Kapitäns geboren wurde. Sie hat mir immer viel von Hamburg vor dem Krieg erzählt. Daher hatte ich schon den Klang im Ohr, wie die Leute gesprochen haben. Aber von dem Milieu, über das ich geschrieben habe, wusste ich nichts. Nach dem Zweiten Weltkrieg gab es diesen Mythos, dass in Hamburg doch alles nicht so schlimm war. Die Leute wollten das glauben. Aber es war natürlich ganz anders. Ich wollte vor allem verstehen, was mit den ärmeren Bevölkerungsschichten passiert ist. Als der erste Gau-

leiter nach Hamburg kam, hat man ihm gesagt, er habe einen riesigen roten Saustall zum Ausmisten. Der ganze Hafen, Tausende von Menschen, waren organisierte Kommunisten und Sozialdemokraten. Ich wollte verstehen, wie das so schnell kippen konnte. Die Armut nach der Weltwirtschaftskrise war einfach riesig, und wie immer waren die Frauen am stärksten betroffen. Ich habe darüber gelesen, wie Frauen, die sich prostituierten, kriminalisiert wurden. Sie wurden in Heime gesperrt und zwangssterilisiert. Und ich dachte: Verdammt noch mal, die haben es wirklich geschafft. Wir wissen nichts mehr von den Menschen am Rande der Gesellschaft in dieser Zeit.

Sie haben mit Hedda nicht die klassische Arbeiterschicht gewählt. Sie ist Artistin im Varieté Alkazar. Wie kam es zu dieser Entscheidung?

Hedda hat sich aus den einfachsten Verhältnissen hochgearbeitet, im Roman tritt sie mit zwei Kaimanen auf. Das Alkazar und den Besitzer Arthur Wittkowski gab es wirklich. Dieser Ort, der nach dem Ersten Weltkrieg trotz Wirtschaftskrise aufgeblüht war und eine Art Zufluchtsort darstellte, geriet nach der Machtübernahme innerhalb kürzester Zeit unter Druck. Arthur wurde enteignet. Die Reeperbahn wurde ideologisiert, die Nazis hielten daran fest, aber errichteten eine Art Attrappe. Es reichte, dass man über eine Frau sagte, sie sei »moralisch verkommen«, um sie in die Hände der Fürsorge zu spielen. Das war schrecklich. Alle Leute, die vorher ihr Herz hineingesteckt hatten, wurden mundtot gemacht, umgebracht, weggesperrt oder mussten sich so anpassen, dass man sie nicht mehr wiedererkannte. Genau diese Zeit des Umbruchs hat mich interessiert.

Arthur und das Alkazar sind nicht die einzigen Figuren und Orte, die es wirklich gab. Wie viel Fiktion steckt insgesamt in Ihrem Roman?

Es gab eine Lücke: Die Perspektive, die Stimme von Hedda ist Fiktion, weil es einfach keine Frauenstimmen aus dieser Zeit gibt. Man hätte ihr nie so viel Raum gegeben, geschweige denn ihr zugehört. Ich wollte diese Lücke füllen, die es auch in der Geschichte gibt. Viele Stimmen, die ich bei den Recherchen gehört habe, hatte ich im Ohr, als ich schrieb, weil ich ja auch eine Verantwortung gegenüber den echten Stimmen habe. Und zugleich braucht das Erzählen eine eigene Freiheit.

Alle geschichtlichen Marker in meinem Roman gab es wirklich. Auch die bösesten Stellen in den Dialogen kommen aus anonymisierten Zeitzeugengesprächen oder Akten. Teilweise hätte ich es nicht so krass geschrieben. Es gibt zum Beispiel eine gynäkologische Untersuchung von Hedda: Dort wird sie vor fünf Männern im Hafen-

krankenhaus untersucht. Das habe ich tatsächlich so von einer Zeitzeugin gehört. Da sagt der Arzt: »Du junges Ding, was hast du getrieben, hast du gefickt?« Ich dachte gar nicht, dass sie in der Zeit so gesprochen haben. Ich hatte viel Material, habe reingeholt, was ich brauchte, und gleichzeitig versucht, nicht zu viel von diesem Dreck zu zitieren. Ich wollte den neuen Mächtigen keinen roten Teppich ausrollen.

Wie ist die Figur Hedda genau entstanden?

Die Erzählstimme von Hedda entstand beim Schreiben. Ich konnte fühlen, wie eine große Energie in den Text kam, wenn ich durch ihre Augen auf diese Zeit blickte. Ich konnte auf einmal kantig und genervt sein und musste nicht mehr jede Szene bis ins Detail erklären. Es ging mir auch um Nähe und Emotionalität. Ich konnte Hedda sprechen lassen. Sie setzt sich aus ganz vielem zusammen, was ich in den Akten gelesen habe. Zugleich geht es mir beim Schreiben um einen Rhythmus, eine Tonalität. Das kann man hören.

Was macht Hedda für Sie aus?

Sie ist für mich eine extrem starke und lebendige Figur. Sie hat sich selbst aus ihrem sozialen Kokon herausgezogen. Sie hat sich Kunststücke beigebracht und sich auf diese

Bühne gezogen, nichts davon war für sie vorgesehen. Außerdem ist sie sehr intelligent. Selbst wenn man ihr Angst machen will, wenn alle in Gefahr sind, ist sie jemand, der dafür eine Sprache findet. Mir war wichtig, dass sie als Figur nicht nur von etwas träumt, sondern wirklich auf einem Weg ist. Sie hat ein eigenes Leben und will eigenständig sein. Sie möchte niemanden heiraten und sich an niemanden dranhängen.

Welche Rolle spielt Heddas kleiner Bruder Pauli in der Geschichte?

Pauli und Hedda waren für mich immer die Hauptfiguren. Er ist beeinträchtigt, hat die Englische Krankheit, wie man Rachitis damals nannte. Hedda kümmert sich um ihn. Das macht sonst keiner. Sein Vater will ihn in ein Heim bringen und Hedda verdient Geld, damit jemand auf ihn aufpasst. Diese menschliche Seite war mir wichtig, in einer Welt, die immer rauer wird, in einer Gesellschaft, die Menschen mit Beeinträchtigung aufgibt.

Hat der aktuelle politische Umbruch Einfluss auf Ihre Themenauswahl gehabt?

Nicht direkt, aber als ich angefangen habe, zu recherchieren, habe ich einer älteren Kollegin erzählt, was ich gerade mache, und sie meinte zu mir: »Aber warum denn? Das

ist doch das Thema meiner Generation. Das haben wir doch schon gemacht. Also wieso jetzt wieder?« Ich hatte das Gefühl, diese autoritären Formen von Politik nehmen überall zu. Ich sehe überall diesen Rechtsruck. Das war auch sehr unangenehm, wenn man aus diesen Recherchen kommt und die reale Welt gerade nicht viel sanfter ist. Ich habe mich dann immer gefragt: Was werden wir verloren haben? Verstehen die Menschen, was gerade alles für uns auf dem Spiel steht?

Ihr neuer Roman ist ja nicht Ihr erster, und auch sonst schreiben Sie viel. Haben Sie bestimmte Schreibroutinen?

Ich habe einen Arbeitsraum ohne Internet. Das kann ich jedem empfehlen. Sonst kann ich eigentlich überall auf der Welt schreiben. Aber ich glaube, bei so langen Projekten braucht man einfach Tage, an denen man seinem eigenen Rhythmus nachgehen kann. Ich arbeite auch viel nachts und schreibe generell sehr intuitiv. Meine Manuskripte sind ziemlich lang und ziemlich wild.

INTERVIEW: HANNAH KATTANEK

■ Anja Kampmann: Die Wut ist ein heller Stern. München: Hanser 2025. 496 S., 28 €

■ Die Rezension des Romans finden Sie auf S. 38.

■ Anja Kampmann ist vom 15. bis 19.10.2025 auf der Frankfurter Buchmesse und am 23.10., 20 Uhr in der Alten Nikolaischule Leipzig beim Literarischen Herbst.

ANZEIGE



Deutschlandfunk
Deutschlandfunk Kultur
Deutschlandfunk Nova

Erleben Sie uns live!

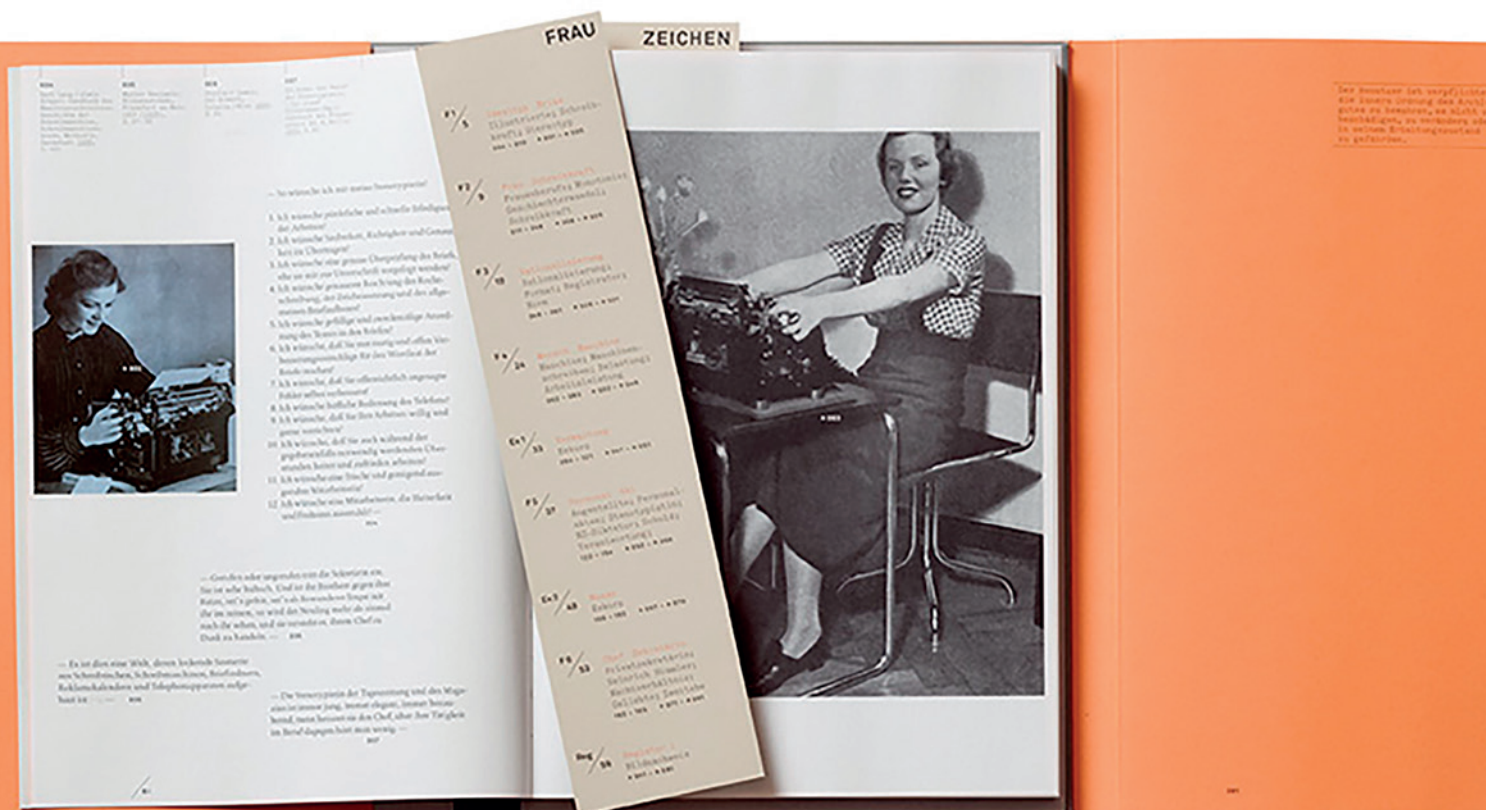
Frankfurter Buchmesse, 15. – 19. Oktober 2025

Halle 3.1, H15



Livesendungen, Diskussionen und Gespräche. Das vollständige Bühnenprogramm finden Sie hier:





Ansicht von »XX – Die SS-Rune als Sonderzeichen auf Schreibmaschinen« von Elisabeth Hinrichs, Aileen Ittner und Daniel Rother (2009)

Über das Vergnügen, Bücher zu machen

70 Jahre Institut für Buchkunst an der Hochschule für Grafik und Buchkunst

Im Raum 3.06 in der Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) geben die großen Atelierfenster den Blick auf Baumkronen vor dem Westflügel der Kunsthochschule frei. Auf einem großen Tisch stapeln sich Bücher. Stühle aus unterschiedlichen Zeitepochen stehen um den Tisch herum. Sie laden ein, Platz zu nehmen, um in den Publikationen auf dem Tisch zu blättern – etwa in den Fotobüchern »Dallendorf« von Albrecht Tübke, »Behind the Block« von Tobias Zielony oder der Publikation »Letterlap: Gestickte Schrift. Zwanzig Stickpunkte zur Geschichte einer textilen Schreibtechnik« von Janin Thaler. Sie erschienen im Institut für Buchkunst. Im wandhohen Regal lagern zudem noch ältere Publikationen der Institution an der Leipziger Kunsthochschule, die 1955 als Institut für Buchgestaltung gegründet wurde.

Das war am 1. November und geschah auf Initiative von Albert Kapr, der seit 1951 die Professur für Schrift- und Buchgestaltung innehatte. Er leitete das Institut bis 1983, danach Walter Schiller bis 1985 und Günter Jacobi bis 1998, gefolgt von Julia Blume, Leiterin mit Günter Karl Bose (bis 2018), bis 2020 mit Ludovic Balland und seither alleine.

Das Institut für Buchgestaltung

Das Institut für Buchgestaltung bezieht sich auf die vor dem Zweiten Weltkrieg herausgegebene Reihe von Drucken der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe Leipzig, wie die Jahrbücher Buch-

kunst 1932 und 1935. Dozenten und Studierende gestalteten sie gemeinsam und stellten sie gemeinsam her. Die erste Publikation des Instituts war 1955 »Lehrlinge, Gesellen und Meister im Brauch des alten Papiermacher-Handwerks« von Hans H. Bockwitz, und es unterstützte gestalterisch »An die Deutschen« von Thomas Mann.

Das Institut-Logo gestaltete Wolfgang Matheuer. Es zeigt einen sitzenden Menschen mit antikisierender Kleidung und einem Schreibgerät in der Hand. Gemeinsam mit den hochschuleigenen Werkstätten produzierte das Institut bibliophile Drucke und Fachliteratur zur Buchgestaltung und Schriftkunst wie »Gestalt und Funktion der Typografie« von Albert Kapr und Walter Schiller, das 1977 erschien. Zuvor produzierte das Institut 1959 und 1963 weitere Jahrbücher. Es gab Faksimiles der Schreibmeisterbücher von Wolfgang Fugger, Johann Neudörffer d. Ä. und Leonhard Wagner heraus, außerdem Schriften wie die Korger-Typoscript von Hildgard Korger oder die bibliophile Reihe der deutschen Pressenbewegung, die 1907 in Leipzig gegründet wurde. In dem Zusammenhang entstand 1966 das Buch »Totentanz von Basel«, das HAP Grieshaber mit vierzig mehrfarbigen Holzschnitten versah und das im Verlag der Kunst Dresden erschien. Kapr zeichnete unter Mithilfe von zehn Studierenden den Titel und Texte auf Holz.

Herausragende Studien- und Diplomarbeiten unterstützte das Institut ebenfalls, zum Beispiel die Diplomarbeit »Schönschreibheft für Jugendliche im Alter von acht bis achtzig Jahre« von Renate Tost aus dem Jahr

1960. Die sogenannte Schulausgangsschrift wurde Ende der Sechziger an den Schulen der DDR eingeführt; Tost hatte mit dieser Arbeit und danach zusammen mit einer Pädagogin den Weg dafür bereitet, dass Kinder in den ersten Klassen eine Alphabetvariante lernten, die sich dafür besser eignete als die vorherige.

Das Institut für Buchkunst

Nach 1989 veränderten sich Hochschul- und Verlagslandschaft grundlegend. Der damalige Institutsleiter Günter Jacobi hielt 1995 im Rückblick fest: »Die Leitung des Instituts betrachtete die Situation auf dem literarischen und grafischen Sektor voller Sorge. Sie appellierte in zahlreichen Briefen und Gesprächen an die Bundesregierung und Repräsentanten des öffentlichen Lebens, die jahrhundertealte Bedeutung Leipzigs als Buchstadt erhalten zu helfen. Besondere Aufmerksamkeit galt dem Weiterbestehen der international geschätzten Druckereien, wie die Offizin Andersen Nexö Leipzig (früher Offizin Haag-Drugulin) mit ihrem umfangreichen Bestand an Bleisatzschriften und Matrizen, der Druckerei C. G. Röder mit ihren Lichtdruckmaschinen und historischen, den Namen Leipzigs als Stätte der Buchkunst mitprägenden Buchhandlungen. Gerettet wurden die Offizin und Rödersche Lichtdruckmaschinen durch die Übernahme von Eckehart Schumacher-Gebler, was wohl erst in der Zukunft eine entsprechende Wertung finden wird.« Dies war ein Moment in der Entwicklung sowohl der Digitalisierung als auch von Leipzig als Standort von Druckereien, wie sich anschließend zeigte. Die historischen Zeugnisse können im Museum für Druckkunst in Leipzig studiert werden, das Schumacher-Gebler 1994 initiierte. Die intensiven Bemühungen beim Sächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst führten dazu, dass das Institut weiter existieren konnte, nämlich seit 1990 als Institut für Buchkunst Leipzig.

Literaturwissenschaftler Hans Mayer eröffnete die Leipziger Buchmesse 1991 in der Nikolaikirche. Das Institut gab ein Jahr später seine Rede »Über die Einheit der deutschen Literatur« heraus. Jacobi erklärte 1995: »Ideen gibt es viele. Für ihre Umsetzung bedarf es vor allem finanzieller Mittel. Die Fülle des Medienmarktes sollte uns nicht über die oft mangelnde ästhetische Qualität des Angebotes hinwegtäuschen. Hier Akzente zu setzen, bleibt das wichtigste Anliegen des Instituts.«

Günther Karl Bose, Professor für Typografie, leitete das Institut wie oben erwähnt von 1998 bis 2018 gemeinsam mit Julia Blume, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Theorie an der HGB. Für ihn stellte das Institut ein DDR-Erbe dar, wie er im Gespräch mit dem *logbuch* erzählt. Das Budget ermöglichte Publikationen, die unter anderem aus mehrjährigen Projekten entstanden. Die Bedingungen des Instituts ließen so Bücher ohne den Zwang des Marktes entstehen und öffneten einen Raum für Experimente, die wiederum mit zahlreichen Auszeichnungen bei nationalen und internationalen Wettbewerben belohnt wurden. Neben der traditionell eng mit dem Institut verbundenen Typografie und Druckgrafik etablierte sich ab Ende der Neunziger das Fotobuch am Institut. Verbunden mit neuen Professoren wie dem Fotografen Timm Rautert entstanden unter anderem die schon genannten Institutspublikationen von Albrecht Tübke und Tobias Zielony. Für Bose bedeutet die Einbindung der Aktivitäten des Instituts in die Lehre auch, dass Gestalterinnen und Gestalter sich als Autorinnen und Autoren von Publikationen verste-

hen. Ihre aufwendigen Recherchen finden sich in der Reihe »Orange files: Studien zur Grammatologie« seit 2009, mit Büchern wie »XX – Die SS-Rune als Sonderzeichen auf Schreibmaschinen« von Elisabeth Hinrichs, Aileen Ittner und Daniel Rother 2009 oder »Filme, die ich gesehen habe« von Tabea Nixdorff und Katrin Erthel über die Protokolle der Stenotypistin Charlotte Gerth aus Leipzig. »Dieser neue Typus von Buch als Verbindung von Konzept, Gestaltung und Autorenschaft führte zu einer großen überregionalen Beachtung und zeigte bis in die Zehner sehr gut, was mit Büchern möglich ist«, so Bose. Allerdings bedeutete die Wahrnehmung auch sehr viel Arbeit, ein hohes Engagement, um die große Freiheit abseits von Marktbedingungen in Büchern zu denken und zu gestalten. Bose findet, dass das Institut auf seine Erfolge stolz sein kann, und er ist zuversichtlich, dass nach siebzig Jahren auch anderes entstehen wird, denn er sei optimistisch, was die Zukunft des Buchs angeht.

Julia Blume, die Ende September in Rente geht, sagt: »Ich finde es wichtig, dass das Institut als eine zentrale Einrichtung der Hochschule existiert und nicht an eine Fachrichtung oder Professur gebunden ist.« Für sie stellt die Serie »Alphabed« eine wichtige Publikation des Instituts dar. Darin wurden von 1998 bis 2016 Vorträge publiziert. Die Reihe konzipierten Studierende mit der Schrift Kis der langjährigen Schriftdozentin und -professorin Hildegard Korger. Studierende konnten zwei Mal im Jahr bei einem Open Call ihre Ideen für Bücher vorstellen, über die dann in einem bereichsübergreifenden Gremium zur Veröffentlichung abgestimmt wurde. So bildet das Institut wie die Galerie ein Fenster auf die Aktivitäten der Hochschule. Internationale Zusammenarbeiten mit Studierenden brachte bis 2012 die Reihe »Gutenberg-Galaxie« zum Gutenberg-Preis, der alle zwei Jahre in Leipzig vergeben wird. Zur Preisvergabe entstand ein Band in Kooperation mit der Stadt Leipzig, den die Ausgezeichneten mit Studierenden entwarfen.

Und die Zukunft des Instituts? Auf *logbuch*-Nachfrage ist zu erfahren, dass die Hochschulleitung »an einer Neuausrichtung und -besetzung« arbeite.

BRITT SCHLEHAHN

■ www.hgb-leipzig.de/einrichtungen/institutfuerbuchkunst

Aus »Behind the Block« von Tobias Zielony aus dem Jahr 2004



»Beside her Joyce seems innocent as grass«

Wäre Jane Austen so unsterblich wie ihr Humor, würde die britische Meisterin der Gesellschaftssatire im Dezember ihren 250. Geburtstag feiern

Biografie 1775 als siebtes von acht Kindern eines Geistlichen geboren, war Jane Austen einiges vergönnt, aber sicher keine Privatsphäre. Mit ihrer Schwester teilte Jane sich eine Kammer unter dem Dach des Pfarrhauses in der kleinen Ortschaft Steventon. Die Familie zählte zur »gentry«, war also nicht arm, aber auch wahrlich nicht reich – eine Gesellschaftsschicht, in der Austen bald auch viele ihrer Hauptfiguren ansiedelte. Jane erhielt zwar keine Schulbildung wie ihre Brüder, aber die Familie Austen war sehr belesen, so dass Jane bereits mit zwölf ihre ersten Schreibversuche machte. »Sie führte ein ereignisloses Leben«, schrieb ihr Lieblingsbruder Henry. Und während dies natürlich im Auge des Betrachters liegt, ist nicht von der Hand zu weisen, dass Jane Austen viel Zeit zu Hause, in Salons, auf Spaziergängen und mit der Suche nach Schleifen und Musselin verbrachte. 1801 zog sie mit Eltern und Schwester nach Bathum, 1805 starb der Vater. Die letzten Jahre ihres kurzen Lebens – bis 1817 – verbrachte sie in einem kleinen Landhaus auf dem Anwesen ihres Bruders in Chawton, wo heute ein Museum an sie erinnert.

Gesamtwerk Sieben Romane konnte Jane Austen vollenden. »Stolz und Vorurteil« ist der populärste (und vielleicht der erste »enemies to lovers«-Roman), »Überredung« wahrscheinlich der beste. Oder doch »Emma«? Das Internet ist voll von leidenschaftlichen Diskussionen darüber, welcher Austen-Mann der Schneidigste ist – und auch darüber, ob Colin Firth oder Matthew Macfadyen Mr. Darcy besser verkörpert hat. (Selbstzweifel angesichts der Rolle des stolzen, schweigsamen Protagonisten hatten beide.) Oft werden Austens Romane in die Romantik-Ecke verbannt, weil jeder mit mindestens einer Heirat endet. Diese Einordnung erkennt jedoch, dass Austen – mitunter subtil-resigniert, mitunter bitterböse – die gesellschaftlichen Umstände ihrer Zeit kritisierte, die eine Heirat für Frauen nicht zum pastellfarbenen Traum bild, sondern zur existenzsichernden Notwendigkeit machten und es ihnen selten erlaubten, wählerisch zu sein. Und: Sie verstand es, dem Alltäglichen sein erzählerisches Potenzial zu entlocken. Eine Strategie, die ohne ihre feine Beobachtungsgabe nicht möglich gewesen wäre. Wenn wir heute darüber lesen, wie jemand errötet, eine Augenbraue hebt oder auf eine bestimmte

Art hüstelt und dies die Stimmung in einem Raum auf einen Schlag verändert, tun wir das in ihrer Tradition.

Humor Austen hat Charaktere erschaffen, die uns mit all ihren lächerlich menschlichen Schwächen und Eitelkeiten noch heute vertraut sind. Man nehme nur den Anfang von »Vernunft und Gefühl«: Der Bruder der beinahe mittellosen Protagonistinnen Elinor und Marianne gratuliert sich selbst zu dem ehrenwerten Vorhaben, seinen Schwestern mit einer Lebensrente von zweitausend Pfund auszuhelfen. (Zum Vergleich: Ein Landarbeiter verdiente damals etwa ein halbes Pfund die Woche.) Doch seine geizige Ehefrau verwickelt den Wankelmütigen in ein derart absurdes Gespräch, dass er am Ende der Meinung ist, seine Schwestern könnten vielmehr ihm etwas von ihrem Geld abgeben. Es ist diese Mischung aus sprachlicher Finesse und unerwarteten Wendungen, die Austens Stil so witzig macht. Affektierten Einfaltspinseln, die nichts als Small Talk in petto haben, stehen oft geistreiche, authentische Persönlichkeiten gegenüber, die meinen, was sie sagen. Dieses Spannungsfeld, in dem Sprache tatsächlich zur Kommunikation oder nur als Fassade genutzt wird, erkundet Austen sehr genau und spickt es mit den herrlichsten Missverständnissen.

Produktivität Einen »room of one's own« hatte Jane Austen nicht. Sie schrieb und korrigierte an einem kleinen Tisch aus Walnussholz im Esszimmer. Kam jemand herein, verbarg sie ihre Manuskripte. Vielleicht wählte sie auch deshalb einen so kleinen Tisch: um ihre schriftstellerischen Ambitionen als Frau diskret zu halten. Sie publizierte stets anonym unter der Verfasserangabe »by a lady«.

Rezeption Während Austens Romane zu ihren Lebzeiten beliebt waren (der Prinzregent und Sir Walter Scott gehörten zu ihren Fans) und ihr ein gewisses Einkommen ermöglichten, hatte das steife viktorianische Zeitalter für ihre mitunter messerscharfe Satire wenig Verwendung, obwohl es immer Bewunderer gab. Für den Dichter Alfred Tennyson war sie »eine große Künstlerin und in ihrer begrenzten Sphäre Shakespeare ebenbürtig«. Virginia Woolfs literarische Essays machten Austen wieder populärer und mit den Verfilmungen ihrer



Posthumes Porträt aus dem Jahr 1873

Werke begann ihr Siegeszug bis in die Gegenwart.

Tanz Dass viele romantische Verwicklungen auf Bällen ihren Lauf nehmen, ist kein Zufall: Sie waren die Höhepunkte des gesellschaftlichen Lebens und boten Gelegenheit, einigermaßen ungestört Blicke zu tauschen. Für das Tanzvergnügen mussten aber auch Hürden bezwungen werden: War die Nacht zu bewölkt, fand der Kutscher im schlimmsten Fall den Heimweg nicht mehr; gab es keine Anstandsperson als Begleitung, konnte man gar nicht erst fahren – und drückte die Blase, musste man heimgehen oder sich in den Garten schleichen, denn öffentliche Einrichtungen gab es in den Ballsälen nicht. Dies wissen wir aber aus der Geschichte – über so etwas zu schreiben, wäre selbst Jane wohl zu unerhört gewesen. ALEXANDRA HUTH

■ Das Zitat in der Überschrift stammt vom englischen Schriftsteller W. H. Auden (1907–73).

Zwischen Engel und Einsamkeit

150 Jahre Klangzauber mit Rainer Maria Rilke

Gerade rief ich meine Mutter an und fragte sie: »Woran denkst du, wenn ich Rilke sage?« Ohne zu zögern, sagte sie: »Liebe, Mond und ... einfach schön.« Ich erinnere mich noch sehr gut an die Tage in den 2000ern, an denen meine Mutter unsere Lieblings-CD in den Player, den Discman oder den schmalen CD-Schlitz vom Autoradio steckte und wir ihr gemeinsam immer wieder gespannt lauschten, als ob wir sie zum ersten Mal hören würden. Es handelte sich dabei nicht um Rosenstolz oder Amy McDonald (gut, manchmal schon), sondern um das »Rilke-Projekt«. Deutschsprachige Schauspiel- und Musik-Größen vertonten die Gedichte des Lyrikers und prägten mich für den Rest meines Lebens. Auch wenn es mich mittlerweile enttäuscht, dass mein Lieblingsgedicht, das ich noch heute in- und auswendig aufsagen kann, gerade von Xavier Naidoo gesprochen wird, verbinde ich mit Rainer Maria Rilke nicht nur Liebesgedichte,

Mondszenarien und emotional nachhaltige Zeilen, sondern auch meine Kindheit.

Als einer der meistübersetzten Dichter mit Kultstatus konnte Rilke viele Menschen begeistern. Über tiefe menschliche Erfahrungen schreibend, voller Symbolismus sowie mit Rhythmus, schuf er nicht einfach nur zeitlose Werke, sondern ließ sie den Lesenden wie Musik in den Ohren erklingen. In seiner vielseitigen Poesie schaffte er es zu entzücken, zu verzaubern, zu betrüben und zu verärgern, denn er behandelte nicht nur die schönen Dinge auf der Welt, sondern auch das Tragische, das Hässliche, die Probleme des Lebens. Sie waren nicht unbedingt die Quelle seiner Qual, sondern eher Keim seiner Inspiration und Ideen. Wie so viele bedeutende Schriftsteller und Künstlerinnen unserer Geschichte war auch er voller Angst und Sorge, er könne es nicht schaffen, und stets auf der Suche nach dem Lebenssinn. Nur zu gern würde ich ihm zu seinem 150. Geburtstag dieses Jahr erzählen, wie er ein kleines Mädchen so faszinieren und lebenslang an die Leidenschaft zur Literatur ketten konnte. Wenn er ihn denn feiern könnte. JOHANNA KLIMA

COPYRIGHT: WIKIMEDIA



Der Dichter im Jahr 1913

»Es gibt keine Poesie außer der realen Tat«

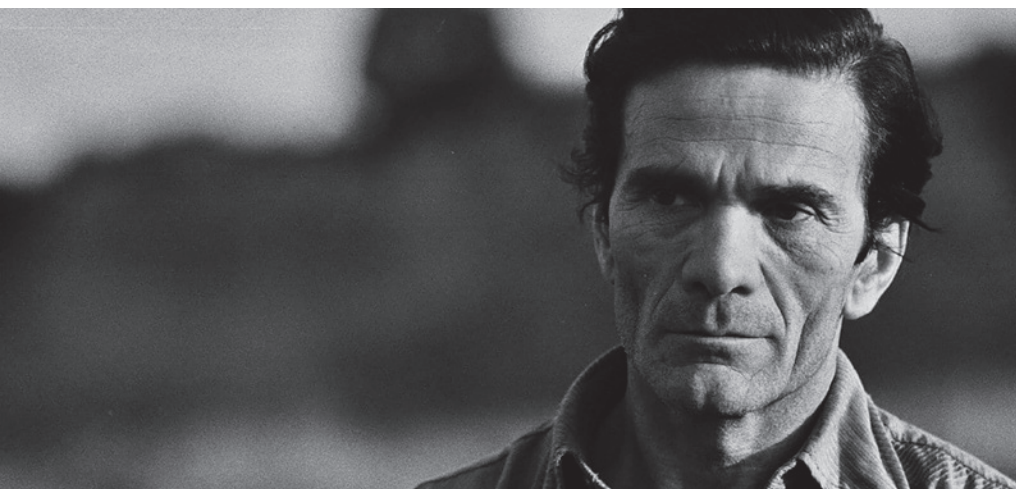
Pier Paolo Pasolinis Todestag jährt sich zum 50. Mal

Keine rein sprachliche Schlacht gegen die Bourgeoisie zu schlagen, war das unermüdliche Anliegen von Pier Paolo Pasolini. 1922 in Bologna geboren, gilt er heute als einer der bekanntesten Autoren und Filmmacher Italiens – nicht zuletzt wegen seiner harschen Kritik an den damaligen Machtverhältnissen. Zu Beginn verfasste er Gedichte in Friulanisch, der Regionalsprache im Friaul, die seine Muttersprache ist, und später Romane im römischen Dialekt, wie etwa »Ragazzi di vita« (1955). Besonders daran ist, wie er so nicht nur die Themenwahl, sondern auch die Sprache nutzt, um die Dis-

tinktion von der bürgerlichen Lebenswelt zu bekräftigen. Wie zwei mögliche Übersetzungen des Buchtitels – »Die Jungen auf der Straße« und »Die Jungen des Lebens« – verraten, enthüllt der Roman die Wirklichkeit der subproletarischen Protagonisten mit ihren Konflikten, Sorgen und Leidenschaften. Die realitätstreue Geschichte ist ein Skandalserfolg und einer von zahlreichen nicht-bourgeois Geschichten, die Pasolini durchgehend faszinierten. Er will auf die Wirklichkeit und die politischen Missstände verweisen, denn »es gibt keine Poesie außer der realen Tat«.

Bis dahin ist er bereits von der Kommunistischen Partei Italiens ausgeschlossen, weil seine Homosexualität öffentlich diskutiert wird. Auch von seiner Lehrtätigkeit musste er dadurch absehen. Doch Pasolini bleibt unermüdlich und (selbst-)kritisch: Er publiziert fortlaufend in verschiedenen Zeitschriften zur aufkommenden Konsumkultur, zu den Themen Sexualität und Religion sowie zur Verbürgerlichung der Gesellschaft und insbesondere der Linken. Zudem setzt er sich mit der Bedeutung von Film und Kino auseinander, wie etwa im 1966 gehaltenen Vortrag »Die Schriftsprache der Wirklichkeit«. Er betont, wie sich Bewegtbilder und Wirklichkeit aufeinander beziehen, wechselseitig ineinander einschreiben. So auch seine Filme, die bis heute gleichwohl spannende Studien aus bisher unterbelichteten Lebenswelten sind (»Accattone«, 1961), Rätsel aufgeben (»Teorema«, 1968) oder bildstark der gewaltvollen Machtbesessenheit auf den Höllenkreisen nachspüren (»Salò«, 1975). Letzterer, der erst 2022 in Deutschland vom Index gestrichen wurde, erschien im Jahr von Pasolinis Ermordung. Dass der Prozess um seine Tötung im Jahr 2023 wiederaufgenommen wurde, zeigt, wie der Künstler auch fünfzig Jahre nach seinem Tod durch die Gegenwart geistert: Sein Bewusstsein für die Randbereiche unserer Gesellschaft, die Konsumkritik und die kämpferische linke Haltung lassen Pasolini bedrückend und beeindruckend aktuell erscheinen. CLAUDIA HELMERT

COPYRIGHT: GSG - GINETICA NAZIONALE



Den Blick an den Rand gerichtet: Pier Paolo Pasolini (1922–75)

Rezensionen Belletristik

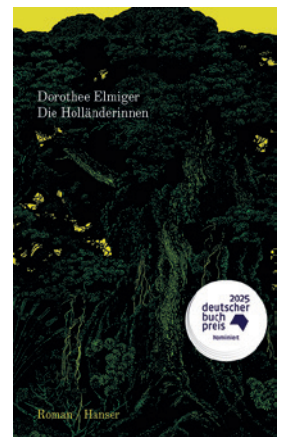
Hinein in die Angstlandschaft

Dorothee Elmiger hat einen kunstvoll montierten Anti-True-Crime-Roman geschrieben

Vor den dunklen Rängen eines Auditoriums soll die Schriftstellerin über ihr Werk Auskunft geben, aber alles, was sie sagen könnte, kommt ihr falsch vor. Stattdessen spricht sie über ihr letztes, unbeendetes Projekt. Im raunenden Konjunktiv wird erzählt, wie sie sich mit dem Team eines Theatermachers im süd-amerikanischen Dschungel auf die Spurensuche nach den Holländerinnen begibt, die dort vor einigen Jahren verschwunden sind. Mehr noch: Die Vorgänge sollen rekonstruiert, wiederholt werden. Dabei sei ihre Aufgabe, »ALLES« zu protokollieren, was ihr währenddessen auffällt. Böse Vorahnungen überschatten die Reise, der Urwald ist dicht, dunkel, undurchdringlich. Und wie vom Theatermacher beabsichtigt, verschwimmen im Reenactment der Ursprungsszene zunehmend Fiktion und Wirklichkeit.

Und noch etwas geschieht: Die Menschen beginnen zu erzählen. Von rätselhaften Erfahrungen, in denen sich die Wirklichkeit als undurchdringbarer Zusammenhang von Wahn, Gewalt und Tod entpuppt. Dabei wird klar: Entzauberung und Zivilisierung der Welt haben nie stattgefunden, der Mensch ist sich nach wie vor ein Rätsel und Gewalt ist kein Relikt vergangener Zeit, sondern integraler Bestandteil unserer Gegenwart. Etwas, das zu jedem Zeitpunkt aus dem Unterholz hervorbrechen kann. Der Dschungel wird für die Schriftstellerin zu einer »Angstlandschaft«, ein Ort, an dem sich das Ich auflöst. Was uns gegenüber der Gewalt übrigbleibt, die sich bei Elmiger vor allem gegen Kolonisierte und Frauen richtet, ist vielleicht allein das Sich-Öffnen gegenüber dem Schrecken, das Mitleid. Jedoch, so bemerkt die Schriftstellerin an einer Stelle auch: »im Hinstarren aufs Unheil liege eine gewisse Faszination und damit auch ein unausgesprochenes, ein heimliches Einverständnis«. Elmiger ist ein Anti-True-Crime-Roman gelungen, der unseren Blick auf das Rätselhafte lenkt, der einen taumeln lässt durch den finsternen Dschungel der menschlichen Abgründe und die Möglichkeiten des Erzählens auslotet. LEON TIEMEIER

■ Dorothee Elmiger: Die Holländerinnen. München: Hanser 2025. 160 S., 23 €



Oh, no!

Percival Everett gönnt sich einen logisch-philosophischen Traktat-Spaß



Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts? Das ist die Frage.« Diese Frage, die einst ein Meßkirchner Philosoph im Trachtenjankerl stellte, begleitet Dr. No seit der Kindheit. Er beginnt erst mit fünf Jahren zu sprechen, weil er fürchtet, die Sprechsituation verderbe den reinen Inhalt. Als Erwachsener denkt er als Mathematikprofessor (eigentlich Logiker) über das Nichts nach – das heißt, er macht nichts.

Percival Everett legt einen hübschen Romanentwurf vor, in dem zwar viel passiert, was aber nicht von Bedeutung ist. Sein Dr. No wird von einem Superschurken angeheuert, Schrödingers Schuhkarton – was drin ist, weiß man erst, wenn man nicht reinschaut – aus Fort Knox zu stehlen. Sie reisen um die Welt, legen sich mit Geheimdiensten an etc. Natürlich geht es darum nur am Rande; was man dem Buch auch anmerkt. Es sind beliebige Episoden an beliebigen Orten, wenn sie mit U-Boot oder Privatflugzeug irgendwo hinjetten. Kulissen für aberwitzige Dialoge und Träume.

Denn eigentlich geht es dem Autor ums Spiel mit Logik und Paradoxie. Er baut verschiedene klassische Hirnverknüpfungen wie das Schiff des Theseus ein. Hier auf seine Kollegin gemünzt: Nach wie vielen Drogendosen ist ihre Persönlichkeit noch mit sich selbst identisch? Es geht ums Privatsprachenargument und eineindeutige Aussagen. Das ist lustig zu lesen. Weil die Handlung aber hinter den Pointen zurückfällt, ist zu vermuten, dass man viel logisch-philosophisches Traktat-Wissen mitbringen muss, um den Text vergnüglich zu finden.

Die homöopathischen Einsprengsel an Sozialkritik sollen kaschieren, dass es hier um Nichts geht. Der Autor hatte einfach Spaß am Versuch, einen unmöglichen Roman zu schreiben. Wer dem folgen kann, teilt diesen. Er bleibt elitär, was nicht verwerflich ist – der Klappentext aber hätte es anmerken können. Gerade weil man mit Everetts »James« so viel Freude an einer alternativen Huck-Finn-Erzählung haben konnte. TOBIAS PRÜWER

■ Percival Everett: Dr. No. München: Hanser 2025. 320 S., 26 €

ANZEIGE

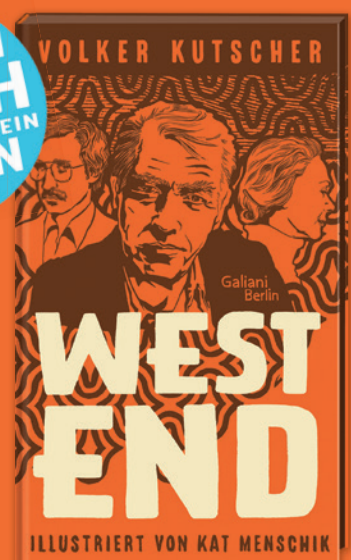
Wie es weiterging ... Der Schlussstein der weltberühmten Gereon-Rath-Krimireihe



Volker Kutschers Abschiedsgeschenk
für alle Fans von Gereon Rath, Charly
und Fritze Thormann

Exklusiv für die *Lieblingsbuch*-Reihe
von Kat Menschik

Galiani www.galiani.de
Berlin



Verletzte Seelen

Leon Englers »Botanik des Wahnsinns« lotet die Verwundbarkeit des Geistes aus

Bloß nicht so werden wie die eigenen Eltern – das ist ein Vorsatz, den viele Menschen haben. Dem Ich-Erzähler in »Botanik des Wahnsinns« geht es jedoch um mehr als peinliche Marotten oder spießige Gewohnheiten, von denen er sich distanzieren möchte, nein: muss. Seine Mutter ist alkoholabhängig, der Vater depressiv, der Großvater schizophran, die Großmutter suizidal: »Mein Stammbaum ist befallen von so ziemlich jeder Plage, die in den Bibeln der Psychiatrie zu finden ist.«

Da seine Eltern ihm als Kind keine Sicherheit vermitteln konnten, treibt der Protagonist als Erwachsener orientierungslos durchs Leben. Halt gibt ihm nur die Beschäftigung mit den Verheerungen, die die menschliche Seele heimsuchen können. Folgerichtig landet er in der Psychiatrie – als Psychologe. Unfähig, den eigenen Eltern zu helfen, stellt er fest, dass es auch dort nur darum gehen kann, »schreckliches Elend in ganz normales Unglück zu verwandeln«.

Leon Englers Debütroman gibt dem Tragischen im Leben viel Raum. Man begreift beim Lesen, dass sich eine verletzte Seele kaum erfassen lässt, selbst wenn es wissenschaftliche Begriffe für ihre Zustände gibt. Wie wenig man manchmal tun kann, obwohl man zu wissen glaubt, was Not täte. Wie verwundbar das menschliche Leben ist, trotz aller Versuche, es gegen Schicksalsschläge abzusichern.

Und doch: Am Ende des Buches, das die Geschichte seiner Familie schildert, hat der Erzähler seine frühere Sprachlosigkeit überwunden – und mit ihr die Angst, das elterliche Unglück wiederholen zu müssen. Engler führt die Leserin dabei sicher über emotional schwieriges Terrain, mit Sätzen, die man sich gern ausschneiden und einrahmen würde: klar, klug und trotz aller Traurigkeit lebensbejahend.

ANDREA KATHRIN KRAUS

■ Leon Engler: Botanik des Wahnsinns. Roman. Köln: Dumont 2025. 208 S., 23 €



»Manchmal brechen Biografien wie Knochen, Herzen, Genicke.«

– aus »Botanik des Wahnsinns«

8 x ∞

Bora Chungs Kurzfantasien über Zukunft und Unendlichkeit sind vor allem kurzweilig



Auf einer Skala von Eins bis Zehn. Deine Utopie ist.« »Heute ist es eine Acht«, antworte ich.« »Deine Utopie« ist eine von acht Kurzgeschichten, die Bora Chung unter dem Titel »Dein Utopia« vorlegt. Zentrales Thema ist die Beschäftigung mit Zukünften, eher literarisch als spekulativ. Denn Hard-Science-Fiction, also das naturwissenschaftlich ausmalende Was-könnte-Sein, ist Chungs Sache nicht. Dafür ist sie unterhaltsam. Und sie strickt ihre Geschichten so hübsch zusammen wie die Unendlichkeitszeichen auf den Handgelenken der Generation Y.

Und wenn Chung technisch mal nicht weiterweiß, wird einfach Wikipedia zitiert. So geht es eher spielerisch zu, wenn das Institut zur Erforschung der Unsterblichkeit sein un rundes Jubiläum feiert. Dazu muss unbedingt ein bestimmter Schauspieler kommen, um für Aufmerksamkeit zu sorgen – der Leser erfährt erst am Ende, warum man dafür doch lieber unter sich ist. Dann geht eine Raummission schief, das heißt, sie muss am Menschen scheitern. Schnur-

bäume überbringen Nachrichten. Was das ist, kann man bei Chung nachlesen. Das Internet der Dinge bekommt ein Bewusstsein, und natürlich droht die Planetenzerstörung.

Das liest sich kurzweilig, auch weil Chung in den Einzelhandlungen oberflächlich bleibt. Nette Gebrauchsliteratur, die manchmal versucht, das Genre zu übersteigen: »Die Zukunft unserer Welt würde von dieser ersten und einzigen Begegnung abhängen. Solche rhetorischen Floskeln werden oft in Comics oder Science-Fiction-Romanen verwendet, aber diesmal war es wirklich entscheidend.« Die Autorin weiß um die Trivialität, will sie aber nicht ganz wahrhaben. Das ist der Knackpunkt: Warum kann sie sich nicht damit abfinden, unterhalten zu wollen? Und warum muss sie im Nachwort den Shortys noch Bedeutung andichten, wenn sie Karl Mannheim und andere Denker zitiert? TOBIAS PRÜWER

■ Bora Chung: Dein Utopia. Aus dem Koreanischen von Ki-Hyang Lee. Hamburg: Culturebooks 2025. 256 S., 24 €

ANZEIGE



DER NEUE ROMAN VON

T.C. BOYLE

Niemand schreibt so über die Liebe und menschliche Abgründe wie T.C. Boyle



HANSER
TC-BOYLE.DE

**WELT
PREMIERE**

Ü.: Dirk van Gunsteren
384 Seiten. Gebunden mit Lesebändchen
Foto: © Anne Morgenstern

Willkommen in der Job-Hölle!

»Die Assistentin« von Bestsellerautorin Caroline Wahl erzählt eine moderne »Der Teufel trägt Prada«-Geschichte

Charlotte weiß eigentlich genau, was sie will: Musik machen und am Meer leben. Doch weil das nicht klappt, bewirbt sie sich auf einen »vernünftigen« Job. Statt ans Meer zieht sie nach München und wird Assistentin des renommierten Verlegers Ugo Maise. Gleich an ihrem ersten Arbeitstag bekommt sie das »Manual Maise« – eine Art Gebrauchsanweisung für den exzentrischen Chef, der seine Assistentinnen wie getragene Socken wechselt. Trotz ihres miesen Bauchgefühls ist Charlotte angespornt: Sie will diejenige sein, die ihn knackt. Und das gelingt ihr auch. Doch zwischen der Willkür und den sprunghaften Launen des Verlegers verschwimmen Charlottes eigene Grenzen. Es gibt kein »Life« mehr, nur noch »Work«, die alles durchdringt, selbst ihre gerade beginnende Beziehung zu Bo. Das Einzige, was sie über Wasser hält, ist ihre Musik, die sie jeden Abend schreibt.

Caroline Wahl erzählt entwaffnend direkt und mit einem raffinierten Kunstgriff: Sie lässt die Leserinnen und Leser am Schreibprozess teilhaben, nimmt sie mit hinter die Kulissen von Charlottes Geschichte. Dabei entsteht das beklemmende Gefühl, dass Charlotte jede Möglichkeit zu entkommen hätte, es jedoch nicht tut. Stattdessen steuert alles auf eine Katastrophe zu. So wirkt die Erzählung wie ein Unfall, bei dem man nicht wegsehen kann. Seite für Seite begleitet man Charlotte tiefer in ihre Misere, die an die Substanz geht. Man möchte durch die Zeilen greifen, sie schütteln und schreien: Kündige endlich! Und es entsteht der klassische wahlsche Lesesog, der einen diesmal mit der unbequemen Frage zurücklässt: Macht mein Job mich auch so kaputt? NAIMA LATUS

■ Caroline Wahl: Die Assistentin. Hamburg: Rowohlt 2025. 368 S., 24 €



Darf er das?

Der Literatur-Nobelpreisträger Le Clézio erzählt poetisch von Armut und Perspektivlosigkeit

Wer darf über wen schreiben? Und vor allem: mit welcher Legitimation? Dabei geht es nicht nur um Fragen der Repräsentation, sondern auch darum, wem die Deutungshoheit über bestimmte Lebensrealitäten zusteht. Jean-Marie Gustave Le Clézio steht in diesem Spannungsfeld als französischer Autor, der seit Jahrzehnten über Menschen schreibt, deren Leben weit von westlichen Erfahrungswelten entfernt ist. Mit poetisch-sinnlicher Sprache, oft durchzogen von magischem Realismus, zielt seine Literatur eher auf Einfühlung als auf Urteil. Dafür hat er 2008 den Literatur-Nobelpreis erhalten.

In »Neues von den Unerwünschten« widmet sich Le Clézio in acht Erzählungen einmal mehr den Außenseitern der Gesellschaft. In »Avers« läuft eine junge Waise vor ihren missbräuchlichen Stiefeltern davon, lebt in der Wildnis, entdeckt in einem Kloster ihr Gesangstalent und kämpft sich mühsam ins Le-

ben zurück. Auch in den übrigen Erzählungen, die oft Kinder oder Jugendliche ins Zentrum rücken, geht es um Flucht, Gewalt und den Versuch, Würde zu bewahren. Sie führen nach Peru, an die Grenze zwischen Mexiko und den USA, in den Libanon oder den süd-amerikanischen Regenwald, wo auch der Drogenhandel eine zerstörerische Rolle spielt.

Was all diese Erzählungen verbindet, ist Le Clézios eindringlicher Blick auf jene, die sonst kaum Gehör finden – auch wenn sein erzählerischer Zugriff nicht frei von Widersprüchen ist. Am Ende steht die Frage, wie ein westlicher Autor glaubwürdig von Menschen ohne Zugang zu Bildung, Besitz und Rechten erzählen kann. Vielleicht bleibt der Blick zwangsläufig ein schräger – einer, der zwar Anteil nimmt, aber nicht frei ist von Verzerrung. Le Clézios Erzählungen bemühen sich um Nähe, doch sie führen zugleich vor, wie groß die Distanz bleibt. JENNIFER RESSEL

■ Jean-Marie Gustave Le Clézio: Neues von den Unerwünschten. Aus dem Französischen von Uli Wittmann. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2025. 240 S., 24 €



Mitgeschrieben

Clemens J. Setz veröffentlicht eine Auswahl seiner Aufzeichnungen aus den Jahren 2000–2010

Er wandert gern über Parkplätze. Beim Grazer Shoppingcenter West zum Beispiel: »Zu bestimmten Tageszeiten herrschen hier ideale Weite und Verlassenheit«, notiert er. Das ist im Mai 2004, und Clemens Setz ist 21 Jahre alt, ihn begeistert die »magische Randzone«: »Im Grunde müsste ein ganzer Roman hier spielen.« Bisher hat er diesen Roman wohl nicht geschrieben. Dafür andere Erzählungen, die er in seinen Aufzeichnungen skizziert, etwa über eine rätselhafte Waage. Für den Text wird er mit Mitte 20 in Klagenfurt ausgezeichnet. Die Notate beleuchten allerdings nicht nur Setz' frühes Schreiben, sondern auch, in Momentaufnahmen, seinen Alltag. Zunächst leistet der 18-jährige Zivildienst, er betreut Kinder mit Behinderung, erlebt mehrere Todesfälle. Als Lehramtsstudent ist er unglücklich. Und seine Liebesbeziehung wird überschattet von den schweren Angstattacken seiner Freundin.

Setz' Privatleben als junger Erwachsener ist ereignisarm, oft sogar trist. Und doch liest man seine No-

tizen dieser Zeit gern. Der werdende Autor sammelt Beobachtungen, beschreibt nächtliches Radiohören, den Lauf eines Hasen, einen weinenden Professor. Lakonischer Humor durchzieht die Episoden: »Von Hausmeisterassistent D. der Auftrag »alte Kisten zerkleinern«. Sie lagern in einer Scheune neben dem Sportplatz. Darf ich eine Axt verwenden? Nein, zu gefährlich. Er gibt mir einen klitzekleinen Hammer.«

Als zunehmend erfolgreicher Autor – das wurde er früh – unternimmt Setz hin und wieder Reisen, aber es bleibt der Eindruck eines abgeschiedenen Lebens, noch immer ist er auf Parkplätzen unterwegs. Viele der späteren Aufzeichnungen lesen sich wie Materialsammlungen oder verdichtete Erzählungen. Einer der letzten Einträge lautet: »Ein Papagei, dem man beigebracht hat, zu seufzen.« MAURUS JACOBS

■ Clemens J. Setz: Das Buch zum Film. Aufzeichnungen 2000–2010. Salzburg: Jung und Jung 2025. 169 S., 24 €





Höllentrip Unikarriere

Rebecca F. Kuangs »Katabasis« schickt zwei Promovierende durch die Unterwelt

Alice Law, Doktorandin der Analytischen Magie, hat ein Problem: Weil sie aus Übermüdung einen Zauber verhunzt hat, wurde ihr Doktorvater auf brutale Weise ins Jenseits befördert. Um zu verhindern, dass mit dem Ableben ihres Mentors auch ihre eigene Unikarriere endet, bleibt Alice nur eines übrig: Sie muss ihn aus der Hölle zurückholen. Wer sonst soll ihr die Referenzen schreiben, die sie braucht, um im akademischen Wettbewerb zu bestehen?

Mit dieser aussichtslosen Lage beginnt Alices Trip durch die Unterwelt. In letzter Minute schließt sich ihr Kollege und Konkurrent Peter Murdoch an, von dem Alice schwer genervt ist, dessen Anwesenheit die Hölle jedoch selbst in den schlimmsten Momenten erträglich macht. Manchmal fast zu erträglich: Ein zentrales Gespräch zwischen den beiden findet in aller Ausführlichkeit statt, als sie verdurstend in einer tödlichen Falle

sitzen. Dass bei Rückblenden und Figurengesprächen der Bezug zur Umgebung verloren geht, passiert hier immer mal wieder, und auch sonst finden sich Inkohärenzen, die durch eine weitere Lektoratsschleife vermeidbar gewesen wären. Zwar passen logische Glitches zur im Buch diskutierten These von der Unvollständigkeit des Universums, sie stören aber dennoch, zumal Logik in diesem Roman eine wichtige Rolle spielt.

Während Alice und Peter immer tiefer in die Hölle vordringen, wandelt sich »Katabasis« von einer mit literarischen und philosophischen Referenzen gespickten Satire auf den Unibetrieb zu einem zunehmend düsteren Ringen um Leben, Tod und Sinnhaftigkeit. Manchmal ist das zu verkopft, fehlt dem Ganzen irgendwie die Substanz. Dennoch entwickelt der Roman einen unterhaltsamen Sog und liefert eine kluge Analyse von Macht und Abhängigkeit nicht nur in der Wissenschaftswelt. ANNA KOW

■ Rebecca F. Kuang: Katabasis. Aus dem amerikanischen Englisch von Heide Franck und Alexandra Jordan. Köln: Eichborn 2025. 656 S., 28 €

Das Land unter den Wellen

In »Unbeugsam wie die See« entführt Emilia Hart in die Welt von Meerjungfrauen, Sirenen und wilden Träumen

Es ist das erste Mal, dass Lucy schlafwandelt. Als sie dabei noch jemanden verletzt und ihr Studium gefährdet, flüchtet sie zur einzigen Person, die ihr helfen kann: ihre Schwester Jess. Doch angekommen in dem verlassenen Haus auf einer Klippe an der australischen Küste, findet sie doch weit mehr als erwartet. Sowohl zum Tagebuch ihrer Schwester als auch zu einer Höhle in den Felsen spürt sie eine Anziehung. Auf die Gefahr hin, sich selbst und die, die sie liebt, zu verletzen, muss sie diesen Geheimnissen einfach auf den Grund gehen. Zwischen Familiendramen, ihrer Wasser-Krankheit und der Geschichte zweier Schwestern aus dem 19. Jahrhundert entdeckt Lucy ihre Verbindung zum Meer wie zu Jess und ihre eigene Wahrheit, nach der sie sich so lange gesehnt hat.

Emilia Hart verknüpft geschickt die Schicksale vieler Frauen über Jahrhunderte hinweg und formt damit eine fantastische Geschichte, die von Meerjung-

frauen und Sirenen handelt. Gleichzeitig legt sie sanft Spuren zu historischen Gegebenheiten und kulturellen Schätzen aus Irland und Australien, die sich vor allem mit den Mythen des Ozeans verweben. Ihr Buch erzählt bittersüß von einer Macht, die hunderte Frauen von böartigen Männern befreite, und wie die reine Liebe alles retten kann. Denn unbeugsam ist nicht nur die See, sondern auch der Wille einer Frau.

Harts Worte sind zum Schwelgen, zum Verlieben, zum Abtauchen, auch wenn sie hier und da etwas mehr Abwechslung benötigt hätten. Dennoch entfacht ihr Werk ein nostalgisch-schönes Gefühl im Bauch und die Sehnsucht nach dem Meer. In bunten Tönen malt die Autorin klare Bilder im Kopf des Lesers und gestaltet ein zauberhaftes Aquarell einer Geschichte, die gar nicht so unwirklich scheint – oder erscheinen möchte. JOHANNA KLIMA

■ Emilia Hart: Unbeugsam wie die See. Aus dem Englischen von Julia Walther. Hamburg: Harper Collins 2025. 416 S., 24 €

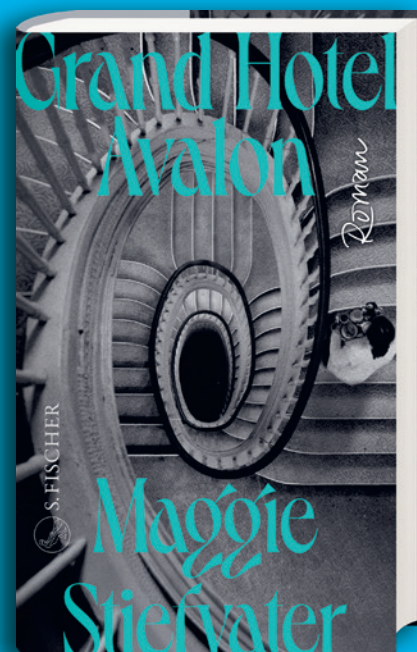


Willkommen im Grand Hotel Avalon. Diesen Ort werden Sie nie vergessen.

Eine bezwingende Geschichte über Liebe, Geheimnisse, Verrat und über eine unwiderstehliche Heldin, deren Hingabe mitten ins Herz trifft.



S. FISCHER



Hinter den Kulissen

»Ins Dunkel« erhellt die Welt des alten Hollywoods

Es sind zwei der größten Ikonen der Filmgeschichte, die Angela Steidele hier aufeinandertreffen lässt: Greta Garbo und Marlene Dietrich. Bewegt von der Frage, ob diese zwei Stars sich kannten, vielleicht sogar ein Verhältnis miteinander hatten, statt, wie ihnen nachgesagt, bloß Konkurrentinnen gewesen zu sein, lässt Steidele das alte Hollywood wieder auferstehen. Die Autorin, die sich in ihren Werken immer wieder mit historischen Frauenpaaren beschäftigt hat, wählt zur Betrachtung vor allem das, was außerhalb der Filmsets, der Scheinwerfer passiert, was wortwörtlich »im Dunkeln« liegt. In sehr filmisch erzählten Szenen lässt sie Garbo und Dietrich auf verschiedenen Zeitebenen miteinander sprechen und flirten. Sie fügt eine dritte für ihre Zeit sehr unkonventionelle Figur hinzu, Erika Mann, und eine Vielzahl weiterer Frauen, etwa Salka Viertel, Drehbuchautorin und enge Freundin Gretas, oder Mercedes de Acosta, der Liebschaften

sowohl mit Garbo als auch mit Dietrich nachgesagt wurden. Manchmal kann die Vielzahl an Namen und historischen Verweisen überfordern – lädt aber zum Nachschlagen und Weiterlesen an. Steidele betont in ihrem Werk auch immer wieder geschickt dessen Fiktionalität, stellt ihre eigene schreibende und auch die beobachtende Position der Leserinnen und Leser heraus, etwa wenn sie Salka Erika gegenüber aussprechen lässt: »Wir alle werden es uns einmal gefallen lassen müssen, mit subjektiven Augen gesehen und bewertet zu werden.« Und nicht zuletzt überzeugt Steidele durch die Diskussionen, die sie ihre Figuren ausfechten lässt, die gegen Ende des Buchs immer wieder um die Fragen kreisen, inwiefern es Aufgabe der Kunst sein muss, sich politisch zu positionieren, und ob manche Filme der Nazi-Herrschaft Vorschub geleistet, die Welt in ein anderes Dunkel geführt haben. EVA BURMEISTER

■ Angela Steidele: Ins Dunkel. Berlin: Suhrkamp 2025. 357 S., 26 €



Küchenrolle ist nice to have

Leif Randt wird gefühlig



Marians Mutter Carolina, einst ein sehr bekanntes Modell, ist tot. Der 41-jährige Besitzer des Kenting-Beach-Stores in Berlin-Schöneberg, einer proaktiv geführten Modeboutique, spürt einen tiefen Bruch in seinem bisher sorglos verlaufenen Leben. Kaum hat er Mutters Asche illegal im Wannsee versenkt, erwartet Marian Flanders nicht mehr viel von der Welt. Allen popliterarisch deformierten Lesenden springt sogleich Ned Flanders aus der US-amerikanischen Comicserie »The Simpsons« aus dem Kleinhirn. Genau diesem treudoofen Christen ähnelt Hauptfigur Marian in seinem gefühligem Lifestyle. Sympathisch und scheintief. Ihn interessieren die tausend kleinen Dinge, die Modevergehen und -verbrechen am Stoff. Und wisse: Auch eine Küchenrolle kann zwingend ein Lächeln in sein Face zaubern. Randts große Kunst ist

sein perfektes Timing, den handelnden Figuren wohltemperierte Sätze in den Mund zu legen, die eine ausnehmend prophetische Wucht entfalten. »Marians Anspruch war es, sich selbstironisch und nahbar zu geben, idealerweise für ein paar Lacher zu sorgen und immer ehrlich zu bleiben.« Dreifaches Wow, das schafft nur the holy spirit Leif, unser versiertester Tellerrandtänzer und Neuentdecker liebenswerter Tagediebe. Niemand fängt besser die Banalität menschlichen Seins ein als L. R. Er ist der Seismograf der gegenwärtigen BRD, keine und keiner schreibt gnadenvoller als er über unsere gepuderte Gegenwart. »Die Dinge, die du suchst, sind zu 95 Prozent eben doch exakt dort, wo du sie zuerst vermutest. Du musst nur länger schauen«, verkündete er in der Zeit Nr. 28/2025 und traf damit die Lage der Nation zu 95 Prozent auf den Kopf. FRANK WILLMANN

■ Leif Randt: Let's Talk About Feelings. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2025. 320 S., 24 €

Hört, wie Nonò die Leiche fand

»Die Insel und die Zeit« im Meer der Anekdoten

Eine Insel irgendwo bei Sizilien, irgendwann nach dem Zweiten Weltkrieg. Der junge Nonò führt ein beschauliches Leben, in dem eigentlich nie etwas Besonderes passiert. Bis die Leiche einer Frau auf der Insel angeschwemmt wird und auch der Ehemann ebendieser Verstorbenen auftaucht. Doch seine Geschichte passt so gar nicht zu den Verletzungen der Verstorbenen. Ein waschechter Kriminalfall beginnt, die kleine Inselgemeinde mehr und mehr in den Bann zu ziehen. Und auch Nonò lässt das Ganze nicht los. Noch Jahrzehnte später beschäftigen ihn die Ereignisse. Aber erinnert er sich richtig?

Die Ausgangslage des Krimis, der sich über mehrere Zeitebenen streckt, beschrieben von einem Erzähler, der sich manchmal selbst nicht trauen kann, wird wohl die Fantasie der meisten Lesenden beflügeln. Die Geschichte, die man sich ausmalt, ist jedoch wahrscheinlich spannender als die, die in diesem Roman erzählt wird. Denn die Handlung, die sehr viel-

versprechend startet, verliert sich mehr und mehr in einem Sturm aus unzähligen Anekdoten zum Leben auf der Insel. Der sehr ausgeschmückte Schreibstil ist durchaus charmant, bremst durch seine Einschübe jedoch leider allzu oft die eigentliche Handlung aus. Auch der Wechsel der Erzählperspektive zu einem gealterten Nonò, der Kindern von den Ereignissen berichtet, hat bedauerlicherweise nie einen größeren Mehrwert. Es bleibt ein Gimmick, das der Roman erst relativ spät einführt und nur sehr unregelmäßig nutzt. So plätschert die Geschichte vor sich hin und bietet nicht den Spannungsbogen, den die ursprüngliche Prämisse erhoffen lässt. Was bleibt, sind einige unterhaltsame Momente, die wohl den wenigsten Lesenden so lange wie Nonò im Kopf bleiben werden.

COLIN SCHRÖDER

■ Claudia Lanteri: Die Insel und die Zeit. Aus dem Italienischen von Verena von Koskull. Wien: Folio 2025. 336 S., 26 €





Barnaby bei Kuschelnazis

In »Der Beweis meiner Unschuld« konkurrieren ein Mord, Konservative und die Gen Z um die Wahrheit

Am Ende hatte er gewonnen, der Salatkopf. Nach 50 Tagen war er noch frisch und Liz Truss als britische Premierministerin Geschichte. Dieses Duell im britischen Boulevard ist wohl eine der absurdesten Episoden britischer Post-Brexit-Politik. Und dann stirbt auch noch die Queen! Jonathan Coe lässt seinen Roman vor dieser Kulisse aus dem Jahr 2022 spielen, die gleichzeitig Symbol ist für eines seiner zentralen Themen: die Radikalisierung der Konservativen weltweit, die sich von links und rechts bedroht in liberale Privatisierungspolitiken und rassistische Nationalstaatsideale flüchten.

Coe's Held, ein Investigativjournalist, verfolgt diese Entwicklungen seit der Thatcher-Ära und enthüllt sie auf seinem Blog. Als er an einer Konferenz in einem Landhaus teilnimmt, wo der rechte Deep State seine konservative Revolution 2.0 plant, passiert ein Mord. Da ist den Lesenden noch gar nicht bewusst, dass Coe sie längst in eine kontrafaktische Zwischenwelt entführt hat. Zwischen Wahrheit und Fiktion stehen nicht nur die Trusses und Trumps dieser Welt, sondern auch Coes unterschiedliche Erzähler, die in drei verschiedenen Genres durch ein Labyrinth von den konspirativen Kreisen der Eliteuni Cambridge bis an die Côte d'Azur führen, um den Mord aufzuklären. Die kaum zu beantwortende Frage: Tötete politischer Komplott oder verletzte Eitelkeit?

Bei der Übersetzung von Coes britischem Humor ins Deutsche gehen einem leider die stockigen Synchronstimmen der Barnaby-Krimis nicht recht aus dem Kopf, die dem Nazi-Grusel etwas unangenehm Kamin-Kuscheliges geben. Dass am Ende ausgerechnet die Gen Z zur Wahrheit führen soll, kann durchaus als Hommage an eine vielgescholtene Generation verstanden werden, die Coe porträtiert, wie ein Mitsechziger sie eben porträtiert. LEON HEYDE

■ Jonathan Coe: Der Beweis meiner Unschuld. Aus dem Englischen von Cathrine Hornung. Wien: Folio 2025. 416 S., 28 €

Drogen, Musik und Jugendbande

Marco Wandas »Dass es uns überhaupt gegeben hat« ist die Biografie der Band Wanda

Bevor Michael Marco Fitzthum zu Marco Wanda wurde, studierte er Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst in Wien. Der Musiker wollte eigentlich nie Schriftsteller werden, weil er sich das nötige Durchhaltevermögen nicht zutraute und die Einsamkeit des Schreibens scheute. Nun hat er sein erstes Buch unter dem Titel »Dass es uns überhaupt gegeben hat« veröffentlicht. Auch mal nüchtern auf die Bühne zu gehen, war für den wilden Wanda-Frontman jahrelang undenkbar. Inzwischen sieht er ganz brav aus, trägt Brille, hat eine Therapie gemacht und seine Erinnerungen an die rasanten vergangenen fünfzehn Jahre in einen berührenden Text gegossen, der chronologisch aufgebaut ist, ansonsten aber überwiegend assoziativ Begegnungen, Konzerterlebnisse und den Entstehungsprozess der Musik in 25 dicht gedrängten Kapiteln transportiert.

Mit seinem Rückblick setzt er nicht nur der eigenen Band ein Denkmal, sondern der jüngeren österreichischen Musikgeschichte überhaupt, vertreten durch Bilderbuch, Voodoo Jürgens und Der Nino aus Wien. Beim Lesen formt sich im Kopf sofort der passende Soundtrack zum Buch – von den eben Genannten über die Beatles bis hin zu Kraftklub und Fat White Family.

Marco Wanda wollte immer eine Band wie seine alte Jugendbande im österreichischen Waldviertel und sein Buch ist ein mitreißender Beleg für die enge Freundschaft, die die fünf Wanda-Musiker zusammenschweißte. Sie ist in diesem Text über Euphorie, Drogenrausch, Gewaltausbrüche und Verlust genauso intensiv zu spüren, wie sie es auch in den Liedern und Live-Auftritten der Band immer war. Für den rasanten Aufstieg in den Pophimmel bezahlten der Autor und seine Freunde einen hohen Preis. Physisch und psychisch gingen sie über ihre Grenzen und verloren dabei fast das Geheimnis ihres Erfolges: den innigen Zusammenhalt einer Jugendbande. »Es ist wahrscheinlich etwas Wahres dran ...« HANNA SCHNECK

■ Marco Wanda: Dass es uns überhaupt gegeben hat. Wien: Zsolnay 2025. 285 S., 18,99 €

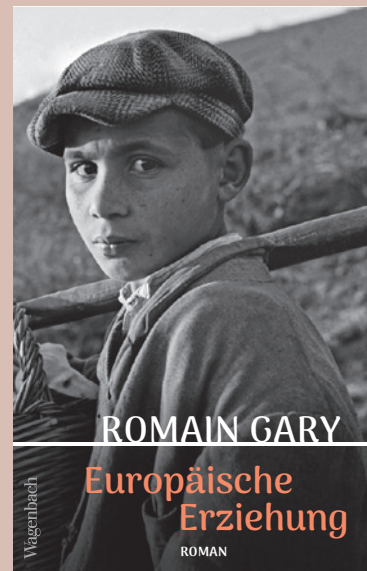


»Felix sagte mir einmal, ich sei wie ein dichtender Bademeister.«

– aus »Dass es uns überhaupt gegeben hat«

»Dieser verschollene Roman von Romain Gary liest sich wie neu.«

Thomas Steinfeld, Süddeutsche Zeitung



Quartbuch. Gebunden mit Schutzumschlag. 224 Seiten. €24.– ISBN 978 3 8031 3378 6

Wagenbach 
www.wagenbach.de



Der Spion, den sie liebte

Arturo Pérez-Revertes facettenreicher Bücher- und Spionagethriller auf den Felsen von Gibraltar

Zwei Jahrzehnte lang arbeitete Arturo Pérez-Reverte als Reporter auf militärischen Schauplätzen in Afrika und der Levante; nicht überraschend sind seine Protagonisten Journalisten, verstrickt in die Kriegsgräuere der Gegenwart oder als Agenten operierend, Söldner und Elitesoldaten in den militärisch-politischen Grauzonen der Konflikte vergangener Jahrhunderte. Bekannt wurde er mit seinem Roman »Der Club Dumas« spätestens in der Verfilmung mit Johnny Depp als düsterem Antiquar in »Die neun Pforten« – ein adäquater Protagonist für den bibliophilen Pérez-Reverte mit seiner über 3.000 Bände starken Bibliothek.

So bilden denn zwei Buchhandlungen und die Sabotageangriffe der italienischen Marine auf die britische Flotte rund um Gibraltar im Jahre 1942 die Koordinaten in Pérez-Revertes aktuellem Roman: Die Buchhändlerin Elena Abués aus dem spanischen La Línea vor Gibraltar rettet den italienischen Marine-

taucher Teseo Lombardo nach einem Einsatz und wird, nachdem sie ihm erneut begegnet, zur Kundschafterin für dessen Einsätze gegen die britische Marine auf Gibraltar – mit der Buchhandlung ihres bibliophilen Mentors als Operationsbasis.

Wie in den früheren Romanen wirft Pérez-Reverte seine journalistische Rechercheerfahrung und sein Talent, changierende Charaktere in einem präzise entworfenen historisch-politischen Umfeld zu entwickeln, ins literarische Rennen. Es entsteht ein wirbelndes Kaleidoskop aus realen Ereignissen und Personen, potenziert von der Fantasie der Erzählerfigur, die immer neue Facetten der Handlungsstränge und der Protagonisten aufblitzen lässt. Im Mittelpunkt des Buches steht aber die existenzielle Bedeutung der Beziehungen der Figuren zueinander, die auf mörderisch-gefährlichem Terrain nur durch Loyalität, Verlässlichkeit und unbedingtes Vertrauen überleben.

HARTMUT MANGOLD

■ Arturo Pérez-Reverte: Der Italiener. Aus dem Spanischen von Carsten Regling. Wien: Folio 2025. 400 S., 28 €

American Incognitum

Christoph Nußbaumer geht mit »Das Herz von allem« in die Wälder

Der exkommunizierte einstige Pfarrer und jetzige Freigeist Johannes Gottstein flieht 1796 nach New York. Er will sich dort der geheimnisvollen Expedition des reichen Philanthropen Oliver anschließen, der sich als Ziel gesetzt hat, in den Black Hills, im weit entfernten Gebiet der indigenen Ureinwohner, nach dem American Incognitum zu suchen. Johannes ist ein Außenseiter unter einem Dutzend furchtloser Gestalten. Der friedliebende Johannes kann kein Gewehr bedienen und soll auf der Reise als Seelsorger wirken, Oliver in gelehrten Gesprächen Partner sein und bei der Begegnung mit religiösen Siedlern und Hinterwäldlern mit seinem Priestergewand für gute Stimmung sorgen.

Je beschwerlicher es wird, desto größer werden die aufreißenden Gräben. Der Humanist John gegen den rationalen Menschenfeind Scheider, der fortschrittsgläubige Gefühlsdemokrat Oliver gegen alle. Sind alle

Menschen Brüder, oder gibt es unter den Brüdern den größten Bruder? Ist die Freiheit aller Menschen das höchste Ideal? Und was geschieht mit dem American Incognitum, wenn man es tief im Westen findet? Wird es ein Nutztier zum Wohle aller, steht es an der Spitze und ficht künftige Kriege aus, dient es allein den fähigsten Unternehmern?

Drei Jahre hat Christoph Nußbaumer an seinem Roman »Das Herz von allem« gearbeitet, Sachbücher über indigene Völker studiert und das American Incognitum, das vermeintlich größte Viech Amerikas, im Traum gehascht. Nußbaumer kalibriert in Rückbindung an die Naturvölker einen anderen Blick auf die Welt und das, was der Westen für Fortschritt hält. Eine überragende Leistung, ein großartiger, mitreißender Roman. FRANK WILLMANN

■ Christoph Nußbaumer: Das Herz von allem. Berlin: Rowohlt 2025. 448 S., 25 €



Polnische (Familien-)Geschichte

Kaśka Bryla verewigt das Leben ihres polnischen Vaters

Auf einem Wagenplatz in Leipzig versucht Kaśka Bryla, während der Corona-Pandemie zu überleben. Im Weg stehen ihr: Einsamkeit, ihre Lunge und der Tod ihres Vaters. Es ist 2020, die Autorin kämpft um jeden Atemzug, bewegt sich teilweise nur noch, um aufs Klo zu gehen. Ein wenig Kraft schenkt ihr das Krähenbaby Karl, um das sie sich liebevoll kümmert, weil es nicht fliegen kann. Von dem Vogel lässt sich Bryla ablenken, die Einsamkeit nehmen und die Hoffnung schenken, selbst wieder gesund zu werden. Eigentlich geht es gar nicht um die Krähe, sondern um den Vater, dessen Geschichte Bryla mit dem Buch verewigen möchte. Zwei Jahre bevor die Krebskrankheit das Leben des Vaters beendet, setzen sich Bryla und er zusammen, um über seine Zeit in der polnischen Untergrundarmee zu sprechen: über seine Verhaftung, die Zeit im sowjetischen Gulag und darüber, wieso er bereit war, für seine Heimat

zu kämpfen. Bryla verewigt nach seinem Tod also nicht nur ein Stück polnischer Geschichte, sondern auch ein Stück Beziehung zwischen Vater und Tochter. Die Autorin spricht täglich zu ihrem Vater, lässt hier und da die Aufnahmen sprechen und bettet Informationen ihrer Recherche ein. Es ist eine Geschichte, die voll von Schmerz und Verlust ist. Bryla beschreibt, wie sie und ihr Vater versuchen, Verständnis füreinander zu finden – im Politischen und im Privaten. Als queere Frau fühlt sich die Autorin oft unverstanden. Es scheint, als kämpfte Bryla mehrere Kämpfe auf einmal. Das Buch ist ein ungenierter Einblick in ihre Gedanken, Ängste und Gefühle, die gekonnt, aber skurril aufgeschrieben sind. Einzelne Sätze bestehen aus mehreren Seiten und geben Einblick, wie viel Zeit Bryla hatte, sich in Gedankenspiralen zu verlieren. NASTASJA KOWALEWSKI

■ Kaśka Bryla: Mein Vater, der Gulag, die Krähe und ich. Salzburg: Residenz 2025. 256 S., 26 €





Trotzdem

Esther Beckers »Notfallkontakte« sind intensiv und vielperspektivisch

Endlich! Nach ihrem tollen Debüt »Wie die Gorillas« erscheint Esther Beckers zweites Werk »Notfallkontakte«, ein Band mit vierzehn Erzählungen. In vielfältigen Perspektiven und Formen schildert Esther Becker in intensiven kurzen Szenen Weltausschnitte unserer Gegenwart. Es geht um Klassismus, um verlorene Lieben, um Freundschaft, um intertextuelle Bezüge und Zeitgenossenschaft.

Da ist die Tochter aus reichem Hause, deren Geburtstagsfeier noch ausufernder als die ihrer Vorgängerin sein muss. Da ist die Protagonistin, die ihren Vater im Krankenhaus besucht: »Schließlich verließ ich den Laden mit einem Strauß blassgelber Nelken, weil ich die für mich aussuchen würde und mein Vater so immerhin meinen Geschmack kennenlernt, wenn er selbst keinen hat.« Tochter und Vater ringen mit- und umeinander. Danach vollzieht sich eine Trennung ganz von selbst. Da ist eine Gerichtszeichnerin, die unter Einladung der Öffentlichkeit dem Prozess der Heldin Gisèle Pelicot beiwohnt, um die Täter zu porträtieren. In »Man stelle sich vor«, einer beckerschen Version von JT LeRoys Lebensgeschichte, können die Lesenden ihre eigene Vorstellungskraft betrachten.

In »Anleitung zum Abschied« versucht die Protagonistin, das sich unaufhaltsam ausbreitende Loch in ihrer Küche zu begreifen und ist zwischendurch sogar froh: »Als der Herd im Loch verschwand, [...] nie wieder den Kopf in den Backofen stecken zu müssen, um ihn zu reinigen.« »Die Ausnahme« schildert subtil eine gewaltsame Beziehung, die dem befreundeten Gegenüber mehrmals den Boden unter den Füßen entreißt und fast auch den Freundschaften. Beckers berührende Geschichten handeln von Handlungsmacht, weiblichem Trotzdem und von mehr als Überleben.

SUSE SCHRÖDER

■ Esther Becker: Notfallkontakte. Berlin: Verbrecher 2025. 106 S., 20 €

Das volle Leben in der Halbgasse

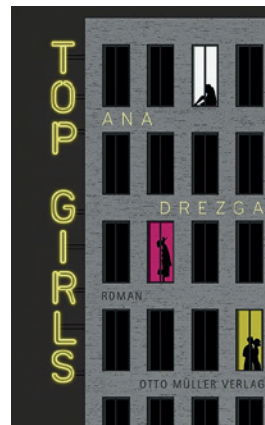
Ana Drezgas Stadtansichten in »Top Girls« zeigen auch innere Wunden der Protagonistin

Die Halbgasse gibt es wirklich. Genau in ihrer Mitte liegt das schöne Altwiener Gasthaus Schilling, an einem Eck gegenüber der Club Fortuna, am anderen eine Peep-Show, bei der man von außen nicht so recht beurteilen kann, ob sie noch piept; ein Stück weiter oben dann zwei Swingerclubs. Irgendwo dazwischen befindet sich die WG von Liv, der Protagonistin in Ana Drezgas Roman »Top Girls«.

Das Buch beginnt mit einer lauten Party in einer mit Menschen und Musik randvollen, abgewohnten Altbauwohnung und behält bis an sein Ende dieses manisch-melancholische Tempo bei. Eine scharf beobachtende Sprache begleitet Liv auf ihren rastlosen Runden, die sie von der Halbgasse aus durch die Stadt zieht. Im Vorbeigehen nimmt sie Gebäude, Menschen, Gespräche und Gerüche wahr, denen sie sich oft nicht zugehörig zu fühlen scheint. Drezga berührt auf ihren Streifzügen durch Wien Themen wie Machtmissbrauch, Prekariat, Konsum und beschreibt sinnstuchende Stadtgestalten: Sie sieht die alte Frau im Kaffeehaus und exzentrische Theatervögel ebenso wie die jungen Hipstertypen in ihren Concept Stores oder den Lost-Places-Fotografen und den Zeitungsverkäufer vorm Supermarkt.

Die vielen einzelnen Absätze, in die sich der Text gliedert, reihen mit Musik- und Filmzitaten gespickte bildhafte Szenen aneinander, die für sich allein genommen wieder neue Geschichten anbrechen. An den Leerstellen dazwischen werden Livs innere Wunden deutlich – besonders dann, als sie nach dem Selbstmord ihrer Mutter aufs Land in ihr Elternhaus fährt, das vielleicht nie ein echtes Zuhause war. Die emotionale Barriere zwischen Liv und ihrem Vater wird durch die pointierte, assoziative Schreibweise der Autorin hautnah transportiert und hinterlässt beim Lesen eine ungute Ahnung. HANNA SCHNECK

■ Ana Drezga: Top Girls. Roman. Salzburg: Otto Müller 2025. 120 S., 22 €



»Es war einer dieser Abende, die mit einem Versprechen beginnen und mit der üblichen Enttäuschung enden.« – aus »Top Girls«



275 S., geb., Schutzumschlag
24,00 € (D), 24,70 € (A)
ISBN 978-3-8353-5977-2

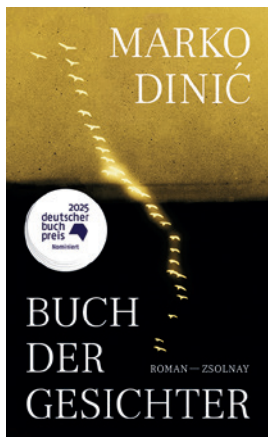
In
ANSELM
OELZE's
neuem Roman
»DIE DA OBEN«
treffen verschiedene

Lebensrealitäten und politische Haltungen unter einem Dach aufeinander. Der Leipziger Altbau, in dem zwei Paare verschiedener Generationen ein Zuhause finden, wird zum Aushandlungsort der eigenen Ideale und zur Bühne gesellschaftlicher Zerreißproben.



ANZEIGE

© Ina Dutz



Westen aus Blei

»Buch der Gesichter« ist ein starkes Stück jüdisch-jugoslawische Erinnerungsliteratur

Zimony (serbisch Zemun) in der Vojvodina zu Beginn des Ersten Weltkriegs. Eine bettelarme jüdische Familie, Vater, Mutter und Sohn, lebt in einem schrundigen Zimmer am Ende einer freudlosen Gasse. Der Vater ist Schuhmacher und sorgt mit seiner Arbeit für das knappe Überleben der Familie. Deren einziger Schatz ist ein Buch, kaum größer als eine Hand, ein Erbstück. Es ist eine bebilderte Haggada. Sie beschreibt die Vertreibung der Juden aus Ägypten, aus der Haggada wird in der Familie beim Pessachfest gemeinsam vorgelesen und gesungen. Als der Vater, der sich für einen Habsburger hält, für Kaiser Joseph im

Ersten Weltkrieg kämpfen muss, schafft es die Mutter nur sehr mühsam und mit Hilfe einer befreundeten Schankwirtfamilie, sich und ihren Sohn durchzubringen. Später wird die Familie vertrieben, das Buch verschwindet in einem Versteck und taucht erst am Ende des Romans wieder auf. Auch die Mutter verschwindet rätselhaft und wir begleiten den Sohn Isak auf leidvollen Pfaden bis in die Zeit der deutschen Okkupation Jugoslawiens.

Dinić macht die Opfer sichtbar und erzählt in acht lose zusammenhängenden Kapiteln vom Grauen des Krieges, von privatem Heldentum und der Vertreibung der Juden aus Serbien. Isaks Geschichte endet scheinbar im Juni 1942, als die Stadt Belgrad von den Deutschen für »judenfrei« erklärt wurde. Aber vielleicht ist sein letzter Besuch nur der Beginn eines neuen Mysteriums in diesem properen Roman? Dinić schrieb »Buch der Gesichter« im Andenken an die Opfer des Faschismus. Es ist ein starkes Stück jüdisch-jugoslawische Erinnerungsliteratur, das unbedingt gelesen werden sollte. FRANK WILLMANN

■ Marko Dinić: Buch der Gesichter. Wien: Zsolnay 2025. 464 S., 28 €

»Er hatte den Worten seiner Ehefrau keine Beachtung geschenkt, als diese ihn anflehte, nicht die Kriege jener zu führen, die die Juden schlechter behandelten als ihre Hunde.« – aus »Buch der Gesichter«

Vertrocknete Orte und verschlungene Pfade

Die Lektüre von Sarah Kuratles »Chimäre« lässt Fragen offen

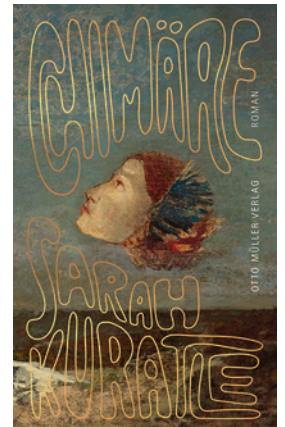
Von den drängenden Themen unserer Zeit« handelt Kuratles neuer Roman »Chimäre« laut Buchumschlag. Das mag durchaus stimmen. Der emotional-geistige Zugang zur Natur ist vielen Menschen verlorengegangen und wird hier ebenso thematisiert wie zwischenmenschlicher Machtge- und -missbrauch. Beide Hauptfiguren – Gregor und Alice – sind durchaus interessant, haben komplexe Persönlichkeiten, die sich im Laufe des Romans nach und nach entfalten. Immer wieder geht es dabei auch um Nähe und Distanz; zu sich selbst, zu anderen Menschen und vor allem zu der sie umgebenden Natur. Diese ist außerhalb der grünen Insel, die am Ausgangspunkt des Textes steht, stark beschädigt, mutet dystopisch an.

Die Grundzutaten der Geschichte sind also vielversprechend und doch kommt der Sog beim Lesen nicht wirklich auf. Das liegt vor allem an der Sprache. Sicherlich absichtsvoll ist der Stil ungewöhnlich,

elliptisch und mit bewussten Leerstellen ausgestattet. Während die inhaltlichen Leerstellen durchaus Spannung erzeugen, führt der Schreibstil leider eher zu Ermüdung. Den relevanten Themen und Inhalten steht eine so artifizielle Sprache gegenüber, dass sich das Buch wohl den meisten Lesenden verschließen wird. Echtes Mitgefühl für die Figuren kann so leider nicht aufkommen, zu sehr ist man beim Lesen mit Irritationen beschäftigt. Und mit einer solchen endet »Chimäre« dann auch. Ohne erzählerische Hinführung ereignet sich eine Katastrophe, die das Leben beider Figuren nachhaltig beeinflussen wird – ohne, dass sich die damit verbundene Emotionalität transportiert. Und das ist schade, denn eigentlich hätten beide Figuren ein starkes Identifikationspotenzial.

JOACHIM KERN

■ Sarah Kuratle: Chimäre. Salzburg: Otto Müller 2025. 155 S., 23 €



Mut in unsicheren Zeiten

Der Roman »Die Wut ist ein heller Stern« erzählt die Geschichte einer jungen Frau, die sich im NS auf der Reeperbahn behaupten muss

Hedda arbeitet in den Dreißigern als Artistin im Variété Alkazar in Hamburg. Hoch am Seil, mit Blick auf die Menge unter ihr, beobachtet sie die Veränderungen in ihrer Umgebung. Immer mehr Nazis mischen sich unter die Gäste, und das Leben auf der Reeperbahn wird zunehmend rauer. Freunde verschwinden, neue Regeln diktieren jeden Schritt, und Hedda muss ihr Vertrauen neu abwägen. Besonders ihr kleiner Bruder Pauli, der an der sogenannten Englischen Krankheit, also Rachitis leidet, bereitet ihr Sorgen, während die Nazis gnadenlos ihre Ideale durchsetzen und alle, die anders sind, aus dem Weg räumen. Heddas großer

Bruder Jaan macht sich auf, um als Harpunenschmied auf einem Walfänger in die Antarktis zu fahren. Auch Hedda merkt, dass sie jetzt versuchen muss, zu entkommen. Und sie kämpft für sich und ihren Bruder.

Mit klarer, pointierter und gleichzeitig lyrischer Sprache öffnet Anja Kampmann ein Fenster in eine Welt, die nicht vergessen werden darf (s. 24). »Die Wut ist ein heller Stern« ist ein eindrucksvoller Roman über Mut, Durchsetzungsvermögen und den Versuch einer Frau, ihren eigenen Weg in einer gefährlichen Zeit zu finden. HANNAH KATTANEK

■ Anja Kampmann: Die Wut ist ein heller Stern. München: Hanser 2025. 496 S., 28 €



Eine Gans ist ein Schwan ist eine Gans

»Schwanentage« von Zhang Yueran ist die Geschichte des Kindermädchens einer chinesischen Elitefamilie – und weit mehr

Eigentlich wollte Yu Ling kein Kindermädchen sein. Eigentlich wollte sie den siebenjährigen Kuan Kuan, der ihr von einer der mächtigsten Familien Chinas anvertraut wurde, auch nicht entführen. Aber ihr Verlobter ist auf Geld angewiesen, um seine Schulden zu bezahlen. Spätestens als sie die Schaufel im Kofferraum sieht, dreht sie um. Doch in der Luxusvilla findet sie ein weit größeres Chaos: Kuan Kuans Vater wurde verhaftet, die Mutter ist spurlos verschwunden. Nun ist sie mit dem Kind und einem Schwan, den der Junge stur für eine Gans hält, auf sich allein gestellt und muss abwägen: Bleibt sie bei dem Jungen, für den sie doch mütterliche Gefühle empfindet, oder geht sie ihren eigenen Weg? Immerhin schuldet sie einer Familie nichts, die sie mit ihrer Vergangenheit erpresst.

Mit abwechslungsreichen Überraschungselementen erschafft die chinesische Autorin eine besondere Dramatik und Spannung, die nicht etwa einem Thriller gleicht, aber dazu führt, dass man den Roman

nicht beiseitelegt. Zwischen dem Zwiespalt der Protagonistin, dem politischen System Chinas und den Geheimnissen von Männern, die alles opfern, um sich selbst zu retten, zeichnet die Autorin eine unterschwellig Skizze verschiedener Frauenbilder: das Kindermädchen, das vor seiner Geschichte flieht; die Künstlerin, die ihr Leben an sich vorbeiziehen sieht; und die Sportlerin, die mit ihrer offenen Art ein wenig zu offen ist. Trotz ihrer Unterschiede verbindet diese Frauen die Unterdrückung, die Ausbeutung und die emotionale Abhängigkeit von Männern, die sie stets nur enttäuscht haben, denen sie dennoch ihr Leben und das anderer opfern. Gefüllt mit Symbolik und Metaphern versucht Yueran eine Realität abzubilden, die den Lesenden unter die Haut geht. Es ist klar, dass nichts ist, wie es scheint. JOHANNA KLIMA

■ Zhang Yueran: Schwanentage. Aus dem Chinesischen von Karin Betz. Hamburg: Ecco 2025. 224 S., 24 €

»Ein Schneckenhaus stellte sie sich sehr schwer auf den Schultern vor, ein mühsames Ziehen und Zerren, das nächste Ziel immer weit vor Augen.«

– aus »Schneckenkönigin«

Weiterleben ohne Antwort

Sabine Schönfellners zweiter Roman »Schneckenkönigin« erzählt von einem Leben mit Krankheit, aber ohne Diagnose

Mit Klara stimmt etwas nicht. Ihre Schwester Lotte nennt sie »Schneckenkönigin«, weil sie manchmal »so seltsam krank« ist, so langsam und müde. Die ständige Erschöpfung und die Gesundheitsprobleme seit früher Kindheit, das ist nicht normal. Da ist sich ihr Umfeld sicher. Doch egal in wie vielen Wartezimmern Klara sitzt, wie viele Ärztinnen und Ärzte sie untersuchen: Niemand kann ihr eine Diagnose, geschweige denn Heilungsmöglichkeiten präsentieren. Irgendwann ist Klara die ständige Ratlosigkeit leid. Sie macht sich daran, ihr Leben ohne die Suche nach einer Antwort zu gestalten.

Mit eindrücklichen Bildern beschreibt Schönfellner Klaras Leiden, das »Pochen hinter den Augen« und kribbelige, stechende Schmerzfäden, die sich durch ihren Körper ziehen wie Stahlseile. Sie erzählt auch von Klaras wachsender Frustration: darüber, nicht verstanden zu werden, und als Mutter, in ihrem Job sowie im Privatleben immer wieder damit

konfrontiert zu sein, dass ihr Körper nicht so will wie sie. Dass die Krankheit für Klara allgegenwärtig ist – und das schon immer war –, wird durch Erzählungen aus ihrer Vergangenheit deutlich, die von Fieber und Krankenhausbesuchen handeln. Diese Zeitsprünge machen es allerdings schwer, sich im Roman zu orientieren, genauso wie vereinzelte Kapitel, die sich plötzlich um Klaras Schwester oder ihre Mutter drehen. Nur nach und nach setzt sich daraus ein Mosaik aus Eindrücken zusammen.

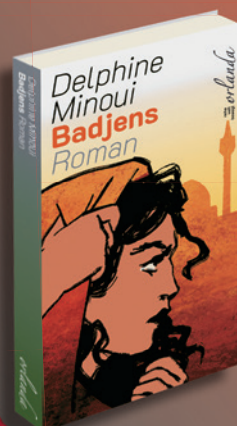
»Schneckenkönigin« zeigt Klaras Leben mit den mysteriösen »Zuständen« vor allem anhand kleiner Momente und Auszügen aus ihrem Alltag. Man folgt ihr für einige Jahre, dann endet die Erzählung genauso unvermittelt, wie sie begonnen hat. Der Eindruck, der schließlich bleibt, ähnelt Klaras Zustand: irgendwie schwer zu greifen. ANNIKA ZEGOWITZ

■ Sabine Schönfellner: Schneckenkönigin. Graz: Droschl 2025. 160 S., 23 €



In jeder Iranerin steckt eine Rebellin ...

Veranstaltungen bei der Frankfurter Buchmesse
17.10. 11.00 Uhr
Frauen & Widerstand Center Stage
gemeinsam mit Ulli Lust
18.10. 18.30 Uhr
Lesung Evangelische Akademie



ISBN 978-3-949545-79-5
144 Seiten, Hardcover, € 21,00

Eine Hommage an die mutigen jungen Frauen im Iran

»Meine Heldin Badjens verkörpert all diese Mädchen der Generation Z, die mit der Propaganda des islamischen Regimes gefüttert wurden, aber auch Zugang zu sozialen Netzwerken, Taylor Swift und Netflix hatten. Sie sind Lichtjahre von ihren Großmüttern entfernt und ganz anders als ihre Mütter, die zwischen den Verboten navigiert haben. Sie lassen alles hinter sich.« Delphine Minoui



»Rehe streiten sich nicht.«

– aus »Einen Vulkan besteigen«

Leise Dramen

Annette Peht trägt in »Einen Vulkan besteigen« den Minimalismus in die Sprache

Mehr als 30 Storys hat Annette Peht unter dem Begriff »Minimalgeschichten« veröffentlicht. Dass wir es mit handfester Prosa zu tun haben, ist klar, vom Satzbild darf man sich nicht verunsichern lassen. Dass die Erzählungen aussehen wie Langgedichte, liegt am Konzept des Buches. Peht hat sich im Vorfeld mit Leichter Sprache beschäftigt. Wodurch diese Ausdrucksweise sich auszeichnet, wird hinten im Buch erklärt. Ein Satz pro Zeile, keine Sprachbilder, kein indirektes Sprechen, keine Zeitsprünge oder Perspektivwechsel. Dass Beschränkungen mitunter der Schlüssel zu etwas Wunderbarem sind, haben schon die Oulipoten bewiesen. Bei Peht, die literarisches Schreiben in Hildesheim lehrt und für ihr Werk mit dem Großen Preis des deutschen Literaturfonds aus-

gezeichnet wurde, gelingt das nicht immer. Die Stimmung, die Sprache ihrer Figuren bleibt gleichförmig; manchmal bemerkt man nur anhand der neuen Überschrift, dass eine neue Geschichte beginnt, weil sich im Ton und in der Wortwahl keine Änderungen einstellen. Dann wird die Schönheit der Schlichtheit zu Eintönigkeit und Einfalt. Darum unbedingt: Langsam lesen! Eine Geschichte pro Tag. Die Minimalgeschichten wirken, wenn sie maximalen Raum bekommen. So entfaltet sich unter den Sätzen die Unruhe, das stille Drama. Wie in der Geschichte von zwei Kindern im Wald oder von der Frau im Wochenbett, die nicht mehr weiß, wo oben und unten ist. Hier vermittelt sich die Wucht gerade wegen Pehts Sprache, hier zeigt die Autorin den Menschen dort, wo es ums Ganze geht: am Abgrund, wie bei der Besteigung eines Vulkans eben. LINN PENELOPE RIEGER

■ Annette Peht: Einen Vulkan besteigen. München: Piper 2025. 288 S., 24 €

Zwischen den Büchern

In »Junge Frau mit Katze« verwebt Daniela Dröscher ihre Werke

Ela, eine junge Frau, erkrankt. Daniela Dröscher schreibt da weiter, wo sie in »Lügen über meine Mutter« aufgehört hat. Elas eigener Körper rückt in den Fokus, in Beziehung zur Welt, in Beziehung zum Körper der Mutter sowie zu Leiblichkeit und Verstricktheit im Allgemeinen. »Junge Frau mit Katze« kommt mit wenig Personal und reduzierten Settings aus. Vielfältige Fehldiagnosen ziehen sich durch das Leben von Ela. Als eine davon entpuppt sich ein früherer Tumor, er hemmt die Gegenwart der Protagonistin. Sie zieht viele Register, probiert mutig aus, was die Medizin zu bieten hat, und lässt auf ihren Kater nichts kommen. Im Verlauf des Romans kehrt sich das In-der-Welt-Sein zwischen Mutter und Tochter um. Das ist Ballast und Rettung für Ela und ermöglicht ihr, eine andere sein zu dürfen.

Daneben sind vielfältige literarische Referenzen in den Text eingewoben, sie begründen ein reiches literarisches Archiv. Jedes Kapitel zitiert den Titel eines literarischen Textes über Krankheit. Weitere Stränge sind japanische Literatur entsprechend der Dissertation der Protagonistin sowie das Grimmsche Wörterbuch als Erwerbsaufgabe. Zauberwörter wie »Erbsenwächter, Elfenbein gebuckelt, englischschön« ziehen sich durch den Text. »Junge Frau mit Katze« ist ein Buch zwischen den Büchern. Anschließend an »Zeige deine Klasse« und »Lügen über meine Mutter« ist es das Buch, in dem Ela beginnt, die Geschichte von George Psalmanazar zu schreiben. SUSE SCHRÖDER

■ Daniela Dröscher: Junge Frau mit Katze. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2025. 320 S., 24 €



Eine Frau kämpft sich frei

Katriona O'Sullivan schildert ihren Aufstieg aus der Gosse in ein erfülltes Leben am Trinity College in Dublin

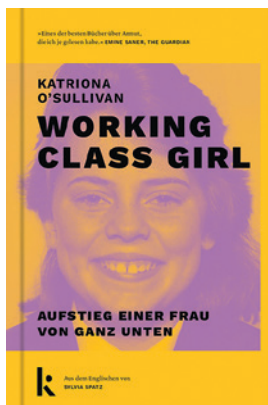
Katriona blickt auf ihr Leben in einer Familie alkohol- und drogensüchtiger Eltern im englischen Vorstadtlum. Ihr Zuhause war »ein Drecksloch voller Spritzen, Aschenbecher, Flaschen, verdreckter Teppichböden«. Ihre Eltern sind in England lebende Iren, was in den Siebzigern und Achtzigern durch den IRA-Terror besonders problematisch war. Wegen der Zustände zu Hause wird sie vom Sozialamt in ein Kinderheim geschickt und sie liebt es: »Dieser Ort hier war eine Wonne.« Mit 15 Jahren wird sie ungewollt schwanger, und da der Vater des Kindes sich weder um sie noch um das Kind kümmert, geht sie in eine Einrichtung für minderjährige Mütter: »Wir waren die Außenseiter, die Schlampen, die Baddies, die Teenie-Mütter, Englands Abschaum.« Trotz guter Vorsätze und der Hilfsangebote eines Lehrers schafft

sie nicht den Absprung und geht auf die »Piste« mit erneutem Alkohol- und Drogenmissbrauch. Sie erkennt schließlich: »Ich selbst war das Problem« und flieht nach Dublin, wo ihre Eltern wieder leben. Dank hilfreicher Menschen gelingt es ihr, ihre Selbstzweifel und die eigene Ausbeutung zu überwinden. Katriona sieht ihre Chance: »Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich ein Ziel vor Augen. Trinity College.« Sie findet ihre Erfüllung im Studium und letztendlich Arbeit am Trinity College sowie ein glückliches Familienleben.

O'Sullivan beschreibt ihren eigenen Lebensweg aus dem »Graben« mit drastischen Worten. Sie erzählt die beeindruckende Geschichte einer starken Frau, der es gelingt, sich aus dem Elend zu befreien. Die Autobiografie ist eine bewegende Lebensgeschichte, die zum Grübeln über das eigene Leben anregt. Es ist der lange und mühselige Weg zur schmerzhaften Selbsterkenntnis: »Und ganz ehrlich – es hat scheißwehgetan.«

JOACHIM SCHWEND

■ Katriona O'Sullivan: Working Class Girl. Aufstieg einer Frau von ganz unten. Aus dem Englischen von Sylvia Spatz. München: KJona 2025. 272 S., 25 €



»Ich war eine Frau und hatte das Ruder in der Hand.« – aus »Working Class Girl«



Von Vögeln und Menschen

Sophie Morton-Thomas schreibt einen psychologischen Kriminalroman über Menschen, Vögel und viele Emotionen

An der Ostküste Englands ereignen sich Grausamkeiten um einen Wohnwagenpark. Die interessante Erzähltechnik entspinnt sich von den zwei zentralen Charakteren aus: einerseits Fran, Mutter eines zehnjährigen Sohnes, die den Wohnwagenpark leitet. Andererseits Tad, Mitglied einer Roma-Familie, die neben dem Wohnwagenpark ihre Wohnmobile aufgestellt hat. Zwischen den beiden Gruppen bildet sich eine Freundschaft, die zur Schicksalsgemeinschaft wird. Die beiden Erzählperspektiven ergänzen sich und bieten verschiedene Sichtweisen auf die Ereignisse.

Fran ist begeisterte Hobbyornithologin und folglich vom Nest einer seltenen Zwergseeschwalbe fasziniert: »Eine Zwergseeschwalbe sitzt darin. Die Mutter. Sie wacht über ihre Eier. Der wunderschöne Anblick raubt mir fast den Atem und ich spüre Tränen in meinen Augen brennen.« Außerhalb des Nests gibt es weniger Idylle. Zwischen Frans Familie und der ihrer Schwester, die mit Partner und Tochter ebenfalls auf dem Campingplatz wohnt, kommt es zu Spannungen. Dann verschwindet die Lehrerin der Kinder und wird einige Tage später erschlagen aufgefunden. Der Verdacht fällt auf Ellis, Frans Schwager: Die Polizei ruft ihn zur Fahndung aus.

Die Kinder finden immer wieder »Vögel. Kopflöse Vögel.« Wer tötet und verstümmelt die Tiere? Eines Tages sind die Eier aus dem Nest der Zwergseeschwalbe verschwunden und Fran versinkt zunehmend in Depression und Verzweiflung: »Meine Beinahe-Kinder, die Zwergseeschwalben-Eier.« Tads Bericht am Schluss deckt auf, welche Hinter- und Abgründe hinter der Ermordung der Lehrerin, den toten Vögeln und den verschwundenen Eiern stecken. Das Ende bleibt offen. Die Übersetzung zeigt idiomatische Schwächen, das schmälert aber die Spannung und den Lesegenuss kaum.

JOACHIM SCHWEND

■ Sophie Morton-Thomas: Das Nest. Aus dem Englischen von Lea Dunkel. Bielefeld: Pendragon 2025. 301 S., 22 €

Macht wenig Lust

Fabian Vogts Roman über den Kirchenlieddichter Paul Gerhardt

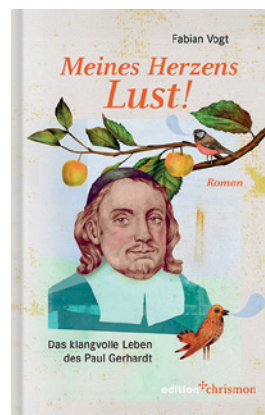
«Geh aus, mein Herz, und suche Freud» ist wohl der Gesangsbuch-Klassiker schlechthin. Einer, der schafft, was vielen Gottesdienstliedern nicht gelingt: dass man Lust hat, mitzusingen. In »Meines Herzens Lust!« erzählt Fabian Vogt von Leben und Werk des Theologen und Dichters Paul Gerhardt (1607–1676), von dem diese Verse stammen. Grundlage für das Buch ist ein vom Autor verfasstes Kammer-Musical. Diese Vorgeschichte erklärt, warum der Roman überwiegend in wörtlicher Rede geschrieben ist, sie macht die Lektüre aber nicht besser.

Auf der Bühne mag die zeitgenössische Sprache – »Quatsch!«, »O Mann«, »Hey, sag mal ...« – weniger unpassend wirken, im Buch stört sie. Vogt verzichtet zudem bei seinen wenigen Figuren auf die Gestaltung eines Innenlebens, was für ein Musical nachvollziehbar ist, bei einem Roman aber eine deutlich spürbare Leerstelle hinterlässt.

Gegliedert ist der hübsch aufgemachte Band in Kapitel, die Wegmarken von Gerhardts Biografie darstellen sollen, dramaturgisch aber nicht aufgehen. So wird das Geschehen in direkter Rede erklärt, statt die Figuren handeln, fühlen oder denken zu lassen. Unterbrochen werden die Abschnitte von Gerhardts Liedtexten – oft nur in ausgewählten Strophen, was Vogt im Nachwort entschuldigt, wo er für die volle Länge auf das Internet verweist. Was den Gedanken aufwirft, ob die abgedruckten Strophen nicht dazu genutzt wurden, das Büchlein auf einen akzeptablen Umfang zu bringen, das ohne sie noch schmaler ausgefallen wäre.

Am Ende steht man mit leeren Händen da. Der Roman ist sprachlich zu schlicht, um literarisch zu gefallen. Historisch wird nur angerissen, was doch für Gerhardts Leben und Werk prägend war: der Dreißigjährige Krieg. Leserfreundlich immerhin sind die Literaturhinweise zum Schluss – gut möglich, dass sich dort ein ansprechenderes Buch über diesen Dichter findet. ANDREA KATHRIN KRAUS

■ Fabian Vogt: Meines Herzens Lust! Das klingvolle Leben des Paul Gerhardt. Roman. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2025. 156 S., 18 €



»Mach aus dem Leid ein Lied und sing dir die Angst von der Seele.«

– aus »Meines Herzens Lust!«



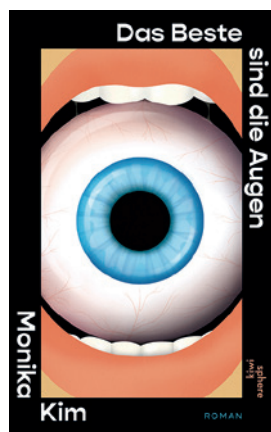
Matthias-Vernaldi-Preis 2025

»Wer zwei Kästen Bier hat, mache einen zu Geld und schaffe sich dieses Buch an.« Bov Bjerg

»Ein DDR-Roman, der aus so ziemlich allen Rastern des Genres herausfällt.« Mark Siemons, Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung

Thüringen, Ende der 1970er Jahre. In einem Heim für behinderte Jugendliche beschließen drei Freunde: Wir brechen aus. So beginnt die Geschichte einer Gemeinschaft, die völlig aus der Zeit und aus dem Land gefallen ist, eine gelebte Utopie mitten in der DDR: die »Krüppelkommune« von Hartroda.

Karsten Krampitz
GESELLSCHAFT MIT
BESCHRÄNKTER HOFFNUNG
Roman
Gebunden • 200 Seiten • € 22,00
www.edition-nautilus.de



Süß wie Kirschtomaten, blau wie Kornblumen

»Das Beste sind die Augen« führt in die Abgründe des Verstandes einer jungen Frau, die kein Opfer mehr sein möchte

Ab welchem Punkt muss man sich eingestehen, dass die Rache, die man nehmen wollte, ein Eigenleben entwickelt? Wann wird etwas zur Obsession, und wie geht man damit um? Ji-won entscheidet sich für den Wahnsinn, begreift darin ihre Rettung, ihren Weg, zum ersten Mal in ihrem Leben nicht nur Macht über sich selbst, sondern auch über andere zu haben. Besonders über die, die am liebsten Macht über sie hätten.

»Ich bin sicher, dass blaue Augen unglaublich gut schmecken würden, besser als braune.« – aus »Das Beste sind die Augen«

»Das Beste sind die Augen« von Monika Kim ist eine geniale, feministische Rache Geschichte, die einem den Magen umdreht. Die Protagonistin Ji-won kämpft gegen Rassismus, Sexismus und die Fetischisierung ihrer Kultur, mit der sie unausweichlich konfrontiert wird. Dabei überschreitet sie nach und nach immer mehr gesellschaftliche und ethische Grenzen. Statt sich jedoch vor Ekel von der Protagonistin abzuwenden, lauscht man gebannt ihren Gedanken, die dunkler und dunkler werden, folgt jedem ihrer Schritte, immer tiefer in die Abgründe ihres Wahnsinns – und realisiert viel zu spät, dass man nicht jedes Wort von Ji-won glauben sollte. MARIE ROSUM

■ Monika Kim: Das Beste sind die Augen. Aus dem Englischen von Jasmin Humberg. Köln: Kiwi-Sphere 2025. 341 S., 23 €

Warten auf den Sohn

Johanna Frid transportiert das angestaubte Schwiegermutter-Klischee in die Gegenwart und garniert es mit bössartigen Pointen und präzisen Milieubeobachtungen

Eine junge Frau und ihre Schwiegermutter warten an einem einsamen nordschwedischen Flughafen auf die Ankunft einer dritten Person. Was bis hierhin nach einem absurden Theaterstück von Samuel Beckett klingt, entpuppt sich schnell als messerscharfe Schwiegermutter-Schwiegertochter-Fehde, die in ihrer zynischen Tragikomik an eine Episode aus der TV-Serie »Fleabag« oder Elizabeth Strouts Roman »Olive Kitteridge« erinnert.

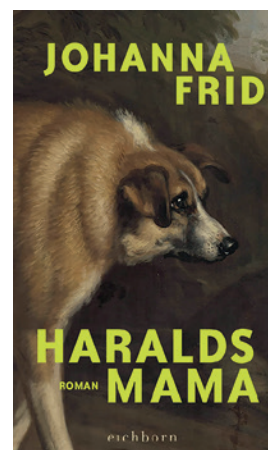
Die introvertierte Erzählerin Claudia ist ebenso unfreiwillig an diesem Ort wie ihre mehr als doppelt so alte herrische Schwiegermutter. Doch beide sind fest entschlossen, Harald abzuholen, der von einem mehrwöchigen Aufenthalt in einer Entzugsklinik zurückkehrt. Und so warten wir gemeinsam mit den beiden und sehen dabei zu, wie der Konflikt immer weiter eskaliert.

Frid nutzt konsequent die Perspektive von Claudia, deren scharfsinnige Beobachtungen und trockener

Humor jede soziale Fassade wie ein Skalpell aufschneiden. Ihre dominante und gönnerhafte Schwiegermutter hingegen missachtet permanent Grenzen und mischt sich in das Leben des Paares ein. Die Figur des Harald bleibt in diesem Konflikt lediglich Randfigur und Projektionsfläche. Charakterlich an einen Golden Retriever erinnernd, ist er dem von beiden Frauen formulierten Loyalitäts- und Besitzanspruch von vornherein nicht gewachsen.

Und so folgt man Frid Runde um Runde in einen schonungslos hell ausgeleuchteten Boxring. Darin zeigen die Protagonistinnen mit jedem Schlag, wie Menschen, die sich für reflektiert und autonom halten, in uralte Muster zurückfallen. Am Ende bleibt ein schlankes, schneidend ehrliches Kammerspiel über Macht und Fürsorge und die feinen Risse, die durch Familien laufen können. TORSTEN KELLNER

■ Johanna Frid: Haralds Mama. Aus dem Schwedischen von Susanna Dahmann. Köln: Eichborn 2025. 320 S., 23 €



»Dass die Toten auch müde werden, erzählt dir keiner.«

– aus »Abschiedsmahl«

Prijatno heißt Guten Appetit

In Lara Haworths Debüt »Das Abschiedsmahl« erinnern sich alle auf ihre Weise

Welches Massaker genau?« heißt das erste Kapitel des Romans und die Frage wird sich im Laufe der Geschichte noch mehrfach wiederholen. Serbien hat in seiner langen Geschichte leider eine große Zahl zur Auswahl, an die mit einem Denkmal gedacht werden kann. Für ein solches neues Denkmal soll jetzt Olgas Haus in Belgrad abgerissen werden. Olga kann es nicht glauben, dass ausgerechnet ihr Haus weichen muss und dann auch noch aus einem für sie lachhaften Grund, aber ändern kann sie es nicht. Sie lädt also Freunde und ihre erwachsenen Kinder ein, um sich mit einem letzten gemeinsamen Essen gebührend von ihrem Zuhause zu verabschieden. Zwischendurch trüdeln Menschen von der Stadtverwaltung sowie Architekten und Architektinnen aus dem In- und Ausland bei ihr ein, die ihre mindestens genauso lachhaften Vorschläge für das neue Denkmal präsentieren. Ausgerechnet jetzt fängt Olga auch noch an, von Flügelhusaren und ihrem verstorbenen Mann zu fantasieren.

Die Situationen, die sich im Laufe der Tage entwickeln, sind skurril, trotzdem wirken die Figuren sehr plastisch und lebensecht. Sie alle haben unterschiedliche Verbindungen zu dem Haus, jede davon ist nachvollziehbar. Persönliche Rückblenden und Handlungselemente gehen fließend ineinander über. Und so schafft es Lara Haworth, dass die Erinnerungen einer Familie und die Erinnerungen einer ganzen Nation verschmelzen und sich beim Lesen die Frage stellt, wie das mit dem Erinnern denn jetzt richtig geht. Wer entscheidet, an was sich erinnert werden soll, und wie sieht die richtige Erinnerung aus? Der Roman greift ernste aktuelle Debatten auf und ist dabei auch noch lustig und leicht geschrieben. Mehr kann man von einem Debüt kaum verlangen. Nur etwas länger hätte es doch sein dürfen. ALEXANDER BÖHLE

■ Lara Haworth: Abschiedsmahl. Aus dem Englischen von Stefanie Ochel. München: KJona 2025. 144 S., 23 €



Kraft aus der Vergebung

Jan Costin Wagners literarische Antwort auf das allgegenwärtige Böse

Jan Costin Wagners literarisches Markenzeichen war bisher Kimmo Joentaa, ein finnischer Kriminalist, der in seiner kühlen Heimat mit lakonischer Distanz und Melancholie düstere Verbrechen aufklärt. Seinen aktuellen Roman »Eden« verlegt Wagner in die Bundesrepublik unserer Tage – geprägt von politischer Aufregtheit und moralischem Furor, von wachsender Gewaltbereitschaft statt rationalem Verständigungswillen.

In diesem aufgewühlten gesellschaftlichen und politischen Umfeld müssen Markus und Kerstin Stenger den Verlust ihrer Tochter, Tobias den seiner Freundin, Lotte und Isabel den ihrer Nichte und Cousine verarbeiten – Sofie ist auf einem Konzert einem islamistischen Anschlag zum Opfer gefallen. In knappen Sätzen und sprachlich äußerst dichten Kapiteln lässt Wagner uns aus diesen sehr unterschiedlichen Perspektiven Zeugen der persönlichen Bewältigungsstrategien werden. Markus ist der Motivation des Täters auf

der Spur, Kerstin reagiert mit Verdrängung und beide haben nicht die Kraft, das Geschehene zu akzeptieren, klammern sich vergeblich an liebgewordene familiäre Rituale und gute Erinnerungen, um den Verlust der Tochter erst auszublenden, dann zu verwinden.

Jan Costin Wagner entlässt Leserin und Leser aber schnell aus der erzählerischen Komfortzone und führt die Auseinandersetzung seiner Figuren mit dem unbegreiflichen, empörenden Tod eines geliebten Menschen über den privaten Raum hinaus. Dazu lässt er Markus den schmerzhaften Schritt in die gesellschaftliche Offensive gehen; der Vater stellt sich der Konfrontation mit der radikal-religiösen Lebenswelt des Täters, nicht um ihn zu exkulpieren, aber um zu begreifen, ihn als Mensch wahrzunehmen und so die Hassspirale zu überwinden. Dabei riskiert Markus Liebe und Freundschaften. Ein kluges Buch über menschliche Größe in schwierigen Zeiten. HARTMUT MANGOLD

■ Jan Costin Wagner: Eden. Roman. Berlin: Galiani Verlag 2025. 313 S., 24 €

»Ich bin eigentlich vor allem hier, um ... Sofies Tod ... einen Sinn zu geben.« – aus »Eden«

Draußen ist es viel zu bunt

In Sabine Eschbachs »Seerauchen« wird ein Wunderkind bekämpft

Für Josef, ein »spezielles« Kind des Jahrgangs 1923, haben Stimmen eine Farbe; sie sind gelb, blau, grün oder rot. Redensarten fasst er wörtlich auf, meistens schweigt er, Aufträge vergisst er unterwegs, eine brauchbare Antwort gibt er nie. Aber zu Unrecht wird er als »Idiot« gehänselt. Josef hat viele Talente: Er kann Gelesenes mühelos rezitieren, bringt Dinge in penible Ordnung, zeichnet scharfe Porträts der Nebenmenschen. Nur ist die Umgebung zu wirr für seine hypersensiblen Antennen, »viel zu bunt« wegen der Stimmfarben. Das macht ihn zum geprügelten Außenseiter in einem Dorf am Bodensee. Allein der Lehrer sieht Josefs Begabungen. Für die liebevolle Mutter bleibt der Knabe ein Rätsel; er lebt in seinem Kopf und lässt sich kaum berühren. Lauter »narrische Ideen«, die experimentelle Abweichungen vom normalen Trott sind, wirbeln durch Josefs Gedanken.

Daher funkelt sein Sprach-Bild von der Welt in wunderbaren Metaphern und Wortklaubereien – eine großartige Leistung von Sabine Eschbach. Doch jenes Wunderkind, das in abgeschirmter Ruhe gedeihen würde, hat nun das braune Gebell vom deutschen Erwachen im Ohr. Die neue Zeit diktiert Konformismus, schwafelt von Volksgesundheit. Unterm Hakenkreuz entfesselt sich die Gemeinheit der Dörfler. Das bedroht und vertreibt die Juden, den Lehrer, bald auch den körperlich schwächlichen Burschen, der als »Ballastexistenz« abgestempelt wird. In der Pogromnacht 1938 klettert Josef in ein Fischerboot, um sich ans Schweizer Ufer zu retten ... »Seerauchen« fasziniert durch konsequenten Beschreibungsfuror, zeigt markante Nebenfiguren und filmreife Minidramen. Die litera-

risch wohl beschlagene Autorin sendet schöne Grüße an Altmeister wie Flaubert und Grass. Kaum zu glauben: Es ist ihr erster Roman. Eine Sensation im doppelten Wortsinn. SVEN CREFELD

■ Sabine Eschbach: Seerauchen. Zürich: Dörlemann 2025. 352 S., 25 €



„Was er da bringt in diesem Buch sind Memoiren, die nicht Autobiografie sind, sondern eine eruptive Konvulsion von Erinnerungen an seine Kindheit. Die Geschichte seiner Eltern ist atemberaubend!“

Deutschlandfunk (Lesart)



Hanno Rinke
Über Leben
Was bleibt und was nicht
Erinnerungen
288 Seiten | s/w-Abb. | 24 €
ISBN 978-3-96311-988-0

mitteldeutscher verlag

Eine Kommune, völlig aus dem Land gefallen

»Gesellschaft mit beschränkter Hoffnung« ist die gelungene Erzählung einer gelebten Utopie



Der Roman beginnt mit einer schrägen Hochzeit. Das Gitarrensolo kommt von der Kanzel, gut hundert Leute mit langen Haaren, Fleischerhemd und Hirschbeutel füllen eine kleine Kirche, alle großen im Takt. Mittendrin Rollstühle, in einem der Pfarrer, in einem anderem seine Schwester, die Braut.

Was märchenhaft klingt, war Realität. Ende der Siebziger bezieht Matthias Vernaldi, ein durch spinale Muskelatrophie früh Totgesagter, mit Freunden nebst Schwester ein verlassenes Pfarrhaus in Thüringen. Sie gründen eine »Krüppelkommune«, vier von ihnen entsprechen physisch nicht der Norm. Vernaldi als fernstudierter Theologe wird Dorfprediger und Hartroda Anziehungspunkt für »Latscher« und Aussteiger. Die Aussteiger entziehen sich dem Arbeitszwang der DDR, indem sie für die körperlich Beeinträchtigten sorgen. Die West-Kirche spendet freudig. Irgendwann gesellen sich Punks dazu, mit ihnen zieht

Chaos ein und mit der Wende der Anfang vom Ende. Matthias Vernaldi predigt Christentum wie Anarchismus, streitet für Behindertenrechte und Sexarbeiterinnen und lebt dreimal so lange wie prognostiziert, 2020 stirbt er 60-jährig in Berlin.

Karsten Krampitz, Historiker, Autor und zehn Jahre jünger, arbeitete lange mit Vernaldi beim satirischen Magazin *Mondkalb – Zeitung für das organisierte Gebrechen* und zeigte 2016 mit seiner Promotion über Oskar Brüsewitz, dass die Geschichte der DDR ohne die des ostdeutschen Protestantismus nicht zu verstehen ist. Die Schaffung von Nischen, in die Bürgerbewegungen und jugendliche Subkulturen passen, bietet bis heute Stoff für Regalmeter Sachliteratur und einige Romane. Die Krüppelkommune ist in der Fiktion bestens aufgehoben. Witzig und komplex entfaltet Krampitz frei nach den Fakten die Welt der Kommunarden, wofür er den Matthias-Vernaldi-Preis für selbstbestimmtes Leben erhält. ANNE HAHN

■ Karsten Krampitz: Gesellschaft mit beschränkter Hoffnung. Hamburg: Edition Nautilus 2025. 198 S., 22 €

Wildschutz und Vendetta

»Die Ungezähmten« von Gabrielle Filteau-Chiba führt in die Wälder Quebecs

Was machen, wenn man in einem menschenleeren Waldgebiet in Kanada in einem Wohnwagen lebt und die größte Gefahr nicht von Bären oder Pumas, sondern von einem Wilderer ausgeht? Mit dieser Frage sieht sich die Hauptfigur im Roman konfrontiert. Eigentlich ist es Raphaëles Aufgabe, für die Einhaltung der Maßnahmen zum Schutz der Flora und Fauna in den Wäldern von Kamouraska zu sorgen. Doch schnell erkennt die engagierte Wildschutzbeauftragte, dass das Gebiet viel zu groß ist, die Jäger viel zu gierig und die Behörden viel zu korrupt dafür sind. Als sie dann selbst in das Visier eines Wilderers gerät und dieser die Schlinge immer weiter zuzieht, startet sie eine Vendetta, die sich aus Überzeugung, angestauter Frustration und einem moralischen Kompass jenseits bürokratischer Wildschutzverordnungen speist. Dass der Roman dabei nicht zu einem reinen Thriller gerät, liegt an den Erfahrungen der Autorin mit dieser Welt. Als Dreiundzwanz-

zigjährige hat sie selbst drei Jahre in einer Hütte in diesen Wäldern gelebt. Ohne Strom und fließendes Wasser. Und diese Kenntnis über die Tier- und Pflanzenwelt, darüber, wie es sich anfühlt, sich durch das Gelände zu bewegen, spürt man in jedem Satz – verbunden mit großer Empathie und Respekt für jenes Territorium, die auch sprachlich zum Ausdruck kommen. Man sieht sie vor sich, die Stiefelspuren, erahnt die konzentrischen Kreise der Raubvögel über dichten, hohen Fichten und fühlt das rührende Glück, wenn sich ein Wildtier zum ersten Mal vertrauensvoll berühren lässt. Gespannt folgt man Filteau-Chiba auf die dunkle Seite des borealen Waldes und teilt die Wut und Frustration eines düsteren, aber nicht hoffnungslosen Kampfes. »Die Ungezähmten« ist der zweite Teil einer Trilogie über die Wälder Kamouraskas. TORSTEN KELLNER

■ Gabrielle Filteau-Chiba: Die Ungezähmten. Aus dem Französischen von Katrin Segerer. München: DTV Verlagsgesellschaft 2025. 336 S., 24 €



Warum die Nacht so schön ist

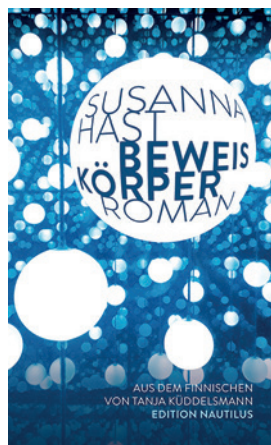
Mieko Kawakamis Wiegenlied für die Randständigen im heutigen Japan

Mieko Kawakami ist nach ihrem Erfolgsroman »Brüste und Eier« (2020) längst keine Unbekannte mehr. Die weltweit gefeierte Autorin gibt in ihren Büchern den Randständigen, den Schwachen und Ausgegrenzten der heutigen japanischen Gesellschaft eine Stimme, schaut dorthin, wo andere ihren Blick abwenden, ob aus Abscheu, Verachtung, Missbilligung oder einfach nur, um wegzuschauen. Nach »Heaven« (2021) ist nun der dritte Roman auf Deutsch erschienen – »All die Liebenden der Nacht«.

Wie schon bei »Brüste und Eier« steht auch hier eine Frau Mitte dreißig im Mittelpunkt: Fuyuko, scheu, zurückgezogen, verschlossen, die allein in ihrem Apartment in Tokio lebt. Ihre Tage sind gefüllt von Arbeit, der sie mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit nachgeht, Zeichen für Zeichen sucht sie als Korrekturleserin nach Fehlern in Buchmanuskripten. Ihre einzigen Kontakte

sind rein beruflicher Natur, Gespräche zu führen, fällt ihr schwer. Angestoßen durch ihre schillernde Arbeitskollegin Hijiri erkennt sie eines Tages im Spiegelbild ihre, wie sie sagt, erbärmliche Existenz. Beginnt zu trinken. Der Rausch, der ihr fast den Boden unter den Füßen wegzerzt, verleiht ihr zeitweise ein wenig Selbstvertrauen, um sich dem viel älteren Herrn Mitsutsuka anzunähern. Kawakamis früher Roman – auf Japanisch bereits 2011 erschienen – ist aber keine (Liebes-)Geschichte mit einem Happy End, sondern eine poetische, zarte Erzählung von einer einsamen Frau, die beharrlich ihren eigenen, widrigen Weg geht, im Schein des nächtlichen Lichts. Eine Lektüre, die auf eine leichte Art schwere Themen streift und die Sympathie für Randständigkeit schärft. In einer, wie immer, wunderbaren deutschen Übersetzung von Katja Busson. MARTINA LISA

■ Mieko Kawakami: All die Liebenden der Nacht. Aus dem Japanischen von Katja Busson. Köln: Dumont 2023. 240 S., 24 €



Pathologische Egomanie

Susanna Hast »Beweiskörper« ist das Dokument eines Scheiterns

Susanna Hast wurde als Kind sexuell missbraucht. Jahre später startet sie literarisch eine kriminalistische Untersuchung an ihrem eigenen Körper als den Gegenstand der Verbrechen, um die Symptome des Traumas als Beweise dafür freizulegen, dass sie stattfanden. Sicherlich, man kommt nicht umhin, beim Lesen mit dem Opfer an seinen Schmerzen zu leiden und von dem zugefügten Trauma erschüttert zu sein. Ein gutes Buch wird es dadurch aber nicht. Denn dem Anspruch, den Hast an ihre Untersuchung stellt, nämlich dass die Erfahrung und Aufarbeitung von Gewalt etwas Politisches sei, wird sie überhaupt nicht gerecht. Eine dafür notwendige Ursachenforschung findet überhaupt nicht statt. Die Jungs, die sie missbraucht haben, werden nicht analysiert, sondern eindimensional als Gewalttäter geschildert, teilweise mit stark dehumanisierenden Begriffen, obwohl bei der Charakterisierung eines der Täter deutliche Anzeichen einer schweren psychischen

Erkrankung unübersehbar sind. Auch über Gründe, warum sie sich selbst »freiwillig« immer wieder in solche Situationen begeben hat, denkt sie nicht nach; ihre nur beiläufig erwähnten problematischen familiären Beziehungen scheinen für sie keine wirkliche Relevanz zu haben. Weil Hast sich im ganzen Buch allein um ihre ganz persönlichen Gefühle und Gedanken dreht und strukturelle gesellschaftliche Zusammenhänge ausblendet, sind die ständigen Analogiebezüge auf Gewalt in Kriegen auch völlig unpassend. Viele Namen aus der Forschung werden gedroppt, aber ermöglichende Machtasymmetrien in Institutionen wie der Kirche oder in Hollywood werden nicht thematisiert, ebenso wenig die Gründe dafür, dass stärker sozial benachteiligte Menschen statistisch häufiger Gewalt erfahren. Vor diesem Hintergrund wirkt besonders eine Szene unangenehm repräsentativ für die ganze pathologische Egomanie des Buches, in der sich die Autorin, finnische Staatsbürgerin immerhin, in einem jordanischen Flüchtlingslager von jugendlichen Insassen für ihre traumatischen Erfahrungen bemitleiden lässt. THORSTEN BÜRGERMANN

■ Susanna Hast: Beweiskörper. Aus dem Finnischen von Tanja Küddelsmann. Hamburg: Edition Nautilus 2025. 248 S., 24 €

Leiden, Leidenschaft und Leben

»Das gefährliche Alter«, der skandalöse Wechseljahrsroman von 1910, ist neu übersetzt und immer noch brandaktuell

Als »Das gefährliche Alter« 1910 erschien, war das ein literarisches Großereignis – ein grandioser Erfolg (über eine Million verkaufte Exemplare, vielfach übersetzt, verfilmt) und ein riesiger Skandal. Selbst der Stummfilm von 1927 (von Eugen Illés mit Asta Nielsen in der Hauptrolle) bekam prompt Jugendverbot. Was die damalige Gesellschaft gleichermaßen faszinierte wie schockierte und empörte, war weibliches Altern – das Leben, Leiden und Begehren und der gesellschaftliche Druck auf Frauen um die vierzig.

In Form eines Brief- und Tagebuchromans schildert Karin Michaëlis einen Lebensabschnitt der 42-jährigen Elsie Lindtner, einer gut situierten Frau aus bürgerlichen Kreisen, die auf einmal beschließt, ihre gut funktionierende Ehe nach 25 Jahren aufzugeben. Sie lässt sich scheiden und zieht sich in die Einsiedelei auf eine Insel zurück. In der Abgeschiedenheit schaut sie auf ihr bisheriges Leben zurück, sinniert über das Machtspiel der Geschlechter, über das Schicksal der Frauen in den »Übergangsjahren« und begreift nach und nach, dass hinter ihrer Flucht eine nicht ausgelebte Leidenschaft steckt. Die Liebe zu einem jüngeren

Mann, die sie aus gesellschaftlichem Anstand jahrelang verweigert und unterdrückt hat. Unerschrocken, offen, gesellschaftskritisch entwirft Michaëlis hier ein Bild von Frauenleben in dieser hormonell wie gesellschaftlich äußerst empfindsamen Phase.

Es ist noch nicht allzu lange her, dass das Thema Wechseljahre sowie Sexualität und Altern von Frauen den gesellschaftlichen Diskurs sowie die Kunst und Literatur erreichte. Mittlerweile gibt es etliches an Literatur vieler Genres dazu. Karin Michaëlis kann sich unter ihnen sehen bzw. lesen lassen: Natürlich ist sie in einiger Hinsicht zwangsläufig das Kind ihrer Zeit (und des damaligen Wissensstands) und ihrer Klasse, aber trotzdem liest man das Buch in einem Zug. Über wie viele zeitgenössische Romane wird man dies in über hundert Jahren wohl sagen können? Neben der literarischen Qualität zeigt dies leider auch die Ausmaße der patriarchalen Strukturen – im gesamten zwanzigsten Jahrhundert und auch heute. »Das gefährliche Alter« sollte mensch auf jeden Fall lesen. MARTINA LISA

■ Karin Michaëlis: Das gefährliche Alter. Aus dem Dänischen von Daniela Stilzebach und mit einem Nachwort von Manuela Reichart. Berlin: Ebersbach & Simon 2025. 144 S., 22 €



ANZEIGE

Nora Gomringer über ihren ersten Roman:

»Ich schreibe über meine mannigfaltige Mutter, ihre Weisheit und Komik, ihren Mann, die Sache mit den Meerschweinchen und mich.«



Roman
gebunden, 208 S.
ISBN 978-3-86391-461-5
überall im Handel erhältlich





Schwimmen lernen

Kate Chopins Roman »Das Erwachen« erscheint in neuer Übersetzung

Es herrscht sommerliche Dösigkeit in einer Ferienresidenz am Golf von Mexiko. Man vertreibt sich die Zeit mit Schwimmen und ausgedehnten Abendessen. Und mit unverfänglichen Flirts. Die 28-jährige Edna Pontellier ist längst verheiratet und hat zwei Söhne, doch zwischen ihr und dem jungen Robert Lebrun bahnt sich etwas an. Was in der Zusammenfassung nach Groschenroman klingt, weitet sich bei Kate Chopin ins Existenzielle. Für ihre Zeitgenossen war der 1899 erschienene Roman skandalträchtig. Wie kam eine Autorin dazu, so offen über weibliches Begehren zu schreiben und über einen Ausbruchversuch aus den Rollenspielen der Ehe? Erst ein halbes Jahrhundert später wurde der Roman wiederentdeckt, er avancierte zum Klassiker. In den USA ist er Schullektüre, in Deutschland kaum bekannt.

Melanie Walz hat ihn nun neu übersetzt, mit großem Gespür für Chopins knappen, analytischen, zu-

gleich bildhaften Stil. Die verständnislose Steifheit des ehelichen Miteinanders etwa vermittelt sich über die Sprache: »Er warf seiner Frau ihre Unaufmerksamkeit vor, ihre gewohnte Vernachlässigung der Kinder. Wenn es nicht die Aufgabe einer Mutter war, sich um die Kinder zu kümmern, wessen dann um Himmels willen?« Später heißt es lapidar: »Mrs. Pontellier war keine mütterliche Frau.«

Das titelgebende Erwachen ist nicht nur sexuell, es ist umfassender. Die Heldin des Romans erkennt zunehmend, wie ungenügend ihr bisheriges Leben war. Es ist kein Zufall, dass sie in einem frühen Kapitel schwimmen lernt. Plötzlich eröffnen sich Möglichkeiten: »Sie wollte weit hinausschwimmen, so weit wie noch keine Frau vor ihr.« Doch natürlich ist sie weiterhin gebunden an Familie und Konvention. Robert erweist sich als unsolider Gefährte. Und Edna findet nicht heraus aus ihrer Einsamkeit. MAURUS JACOBS

■ Kate Chopin: Das Erwachen. Aus dem amerikanischen Englisch von Melanie Walz. Zürich: Dörlemann 2025. 238 S., 24 €

Mit Vila-Matas im TGV

Anne Serre unternimmt eine Zugreise entlang des literarischen Schreibens

Die französische Autorin Anne Serre ist eine Meisterin des verträumten, leichtfüßigen Erzählens. Gekonnt bewegt sie sich zwischen Traum und Wirklichkeit, jongliert anmutig mit Worten wie eine grazile Seiltänzerin. Ihre Prosa liest sich wie sprudelnde Getränke an einem heißen Sommertag, an dem die Luft vor erotisch aufgeladener Hitze flimmert. Mit großer Verspätung erscheint ihr Werk seit 2022 peu à peu auch auf Deutsch – dem Berenberg-Verlag sei Dank.

Mit »Einer reist mit« erscheint nun das dritte Buch auf Deutsch, dieses Mal eine Art essayistisch anmutende autofiktionale Prosa, in der es um nichts weniger geht als um das Schreiben selbst. Eingeladen zu einem Literaturfestival nach Montauban sitzt Anne Serre im TGV, im Gepäck den letzten Roman ihres derzeitigen Lieblingsautors Enrique Vila-Matas. Eine dreigeteilte Reise beginnt: entlang ihrer Erinnerungen, Lektüren und Schreibgewohnheiten. Vor allem in der mittleren

Erzählung kommt ihr Schreibstil am besten zum Tragen, insgesamt jedoch geht ihr das Wort »Ich« – im Vergleich zu dem von ihr fast vergötterten Vila-Matas – zwar leicht über die Lippen, zugleich fällt es ihr aber auch auf die Füße. Der sehr referenzielle Text voller Zitate ihrer literarischen Vorbilder (fast nur Männer!) lässt die leichtfüßige Tänzerin zwar durchblitzen und wird in den letzten beiden Texten deutlich stärker, kann mit ihr aber nicht Schritt halten. Die überbordende Bewunderung schreibender Männer (Kafka, Walser ...) wirkt irritierend, genauso wie die sich einschleichenden Plattitüden (nicht nur, aber auch in puncto weibliches Begehren vor allem Frauen gegenüber). In den drei Texten, die das Buch versammelt, verheddert sich die Autorin in den Wirrungen ihrer Gedanken, stolpert, fällt und kann über die gesamte Länge ihren sonst so berauschenden Stil nicht halten. MARTINA LISA

■ Anne Serre: Einer reist mit. Aus dem Französischen von Patricia Klobusiczky. Berlin: Berenberg 2025. 144 S., 24 €



Flucht nach vorn

Jasmin Ramadan schickt ihre Protagonistin in »Reality« auf die Suche nach der großen Liebe – unter Zeitdruck

Lilith Innocentia West, genannt Lit, ist ein sogenanntes Nepo-Baby, vom englischen nepotism, Vetternwirtschaft: die Mutter eine bekannte Psychologin mit erfolgreichem Podcast, der Vater ein erfolgreicher Bestsellerautor. Geld hat sie trotzdem nie, denn sie ist als Künstlerin überaus unerfolgreich. Das stört sie aber nicht weiter, so wie sie nichts wirklich zu stören scheint. Konfrontationen mit ihren Mitmenschen bestreitet sie, indem sie versucht, ihr Gegenüber wütend zu machen, denn das ist die einzige Emotion, mit der sie etwas anfangen kann. Bis sie doch so stark verletzt wird, dass sie aus Hamburg flüchtet. Auf ihrem Weg bekommt sie unerwartet eine enorme Geldsumme in Aussicht gestellt, vorausgesetzt, sie verliebt sich innerhalb eines halben Jahres unsterblich.

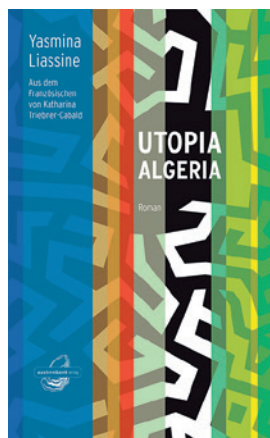
Erstaunlicherweise bietet die so unzugänglich scheinende Hauptfigur eine ganze Menge Identifikationspotenzial, so dass man beim Lesen selbst viele

Emotionen spürt, vor allem aber doch Wut auf idiotische Männer. Von denen trifft Lit zwangsläufig in der zweiten Hälfte eine ganze Menge. Alle wirken wie Prototypen von Männern, die es in diesen Extremen zwar nicht gibt, deren einzelne Eigenschaften aber durchaus häufig sind. Lit kommentiert das kaum, tritt aber immer wieder direkt mit dem Publikum in Dialog, indem sie Fragen an die Lesenden stellt wie »Haltet ihr euch für frei? Und wenn nicht, glaubt ihr, der Kapitalismus ist schuld?«. Dieses rhetorische Mittel reißt leider mehr aus dem Fluss der Erzählung raus, als es zum Nachdenken animiert, das hätte die spannende Story mit den unkonventionellen Figuren schon ganz alleine hinbekommen. »Reality« räumt als Anti-Liebesroman mit allen Hollywood-Liebesklischees auf – und trifft am Ende mit aller Härte der Realität.

ALEXANDER BÖHLE

■ Jasmin Ramadan: Reality. Berlin: Weissbooks 2025. 256 S., 24 €





Die Vögel der Hoffnung

Yasmina Liassines autofiktionales Debüt sucht nach Spuren inmitten einer brüchigen Gesellschaft

Algerien existiert drei Mal: Im Ideal der Menschen, die dort leben, in der Sehnsucht derer, die dort gelebt haben, und in der Realität. Zusammenbringen lassen sich diese Versionen eines Landes, das bis 1962 unter französischer Kolonialherrschaft stand, meist nicht. Diejenigen, die nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs als Kinder eines algerischen Vaters und einer französischen Mutter in Algerien geboren wurden, zogen als Hoffnungsträger der Familie zum Studieren nach Frankreich. So auch die Ich-Erzählerin in »Utopia Algeria«. Jahre später spürt sie der eigenen Zerrissenheit und der des Landes nach.

Durch das Labyrinth gesellschaftspolitischer Entwicklungen wandelt sie entlang der Geschichten von Frauen, die im Gedächtnis des Landes kaum eine Rolle spielen. Sie erzählt von Suzanne, die an einer tragischen Ehe zugrunde ging, von Safia, die »verrückt«

wurde, oder von Selma, die sich jedes Mal fremd fühlte, wenn sie nach Algerien zurückkehrte: »Sie sah genau, dass in diesem geteilten Land auch sie sich teilen musste, und das war eine große Qual.« Es sind rasche Wimpernschläge in das Leben dieser Frauen.

Dabei hält Liassine die Lesenden auf Distanz. Einzelheiten werden ausgelassen, die Chronologie der Gewalt bleibt eine bewusste Leerstelle. Wer sich historische Zeitachsen wünscht, kann ein Geschichtsbuch aufschlagen. Stattdessen schildert der Roman die Suche nach Identität und Zugehörigkeit einer ganzen Generation, deren Ort der Heimkehr nicht nur nicht mehr existiert, sondern rückblickend nie existiert hat, und in dem die Muttersprache zugleich die Sprache der Kolonisten war: »Wer hat in dem Labyrinth das Recht, zu sprechen und zu sagen, wer er ist, wer er wirklich ist, ohne exkommuniziert zu werden, das ist doch im Grunde die ewige Frage.«

■ Yasmina Liassine: Utopia Algeria. Aus dem Französischen von Katharina Triebner-Cabald. München: Austernbank 2025. 144 S., 20 €

Schnellschuss

Gaea Schoeters' »Trophäe«-Nachfolger hätte noch elefantastischer werden können

Westliche Moral und afrikanische Realitäten, darum ging es in »Trophäe«, dem letzten Buch der flämischen Autorin Gaea Schoeters, das nicht nur in der *kreuzer*-Redaktion für Furore sorgte und mittlerweile in vierzehnter (!) Auflage erscheint. Nun also, nur anderthalb Jahre später: »Das Geschenk«. Der Elefant auf dem Cover erinnert an das »Trophäe«-Nashorn und lässt erahnen: Da sollte dem Erfolg wohl schnell was nachgelegt werden. Und ja, ganze 138 Seiten zeugen von Schoeters enormem Können – lassen aber wenigstens hundert weitere vermissen.

Wir lesen nicht von Großwildjagd in Afrika, sondern einem Elefanten in Berlin. Einem Elefanten, der in der Spree badet, dem innerhalb von Stunden Dutzen folgen, überall in der Stadt. Schließlich sind es Tausende. Als Dank des Präsidenten von Botswana für das Einfuhrverbot von Jagdtrophäen tauchen sie aus dem Nichts auf, leben in der Wildnis aus Städten und Autobahnen, die wir Deutschland nennen, machen Elefantensachen, sorgen für tödliche Unfälle und für Kudzu-Pflanzen, die in kürzester Zeit alles überwuchern, auch ein Naturschutzgebiet in den Niederlanden. Der Bundeskanzler schwitzt, die Neureich-

ten hetzen gegen die »Afrikanisierung Europas«. Wir bleiben beim Kanzler, in Besprechungen, an Krisenorten. Was zwischen Tag 1 und Tag 45, zwischen den ersten gesichteten Elefanten und »Sie sind überall« passiert, erfahren wir nicht. Dafür hätte es vielleicht ein bisschen mehr Zeit gebraucht. Lesenswert ist diese Geschichte aber unbedingt, auch weil sie Pandemie und die sogenannte Flüchtlingskrise aufgreift. Und es sei auch gesagt, dass Mokgweetsi Masisi, der echte Präsident Botswanas, im letzten Jahr der deutschen Regierung tatsächlich 20.000 Elefanten anbot, weil es von ihnen in seinem Land zu viele gebe.

BENJAMIN HEINE

■ Gaea Schoeters: Das Geschenk. Aus dem Niederländischen von Lisa Mensing. Wien: Zsolnay 2025. 138 S., 22 €



»Es tut mir leid, Hannelore.«

– aus »Das Geschenk«

ANZEIGE

Seit 16. November 2024 ist unser Autor Boualem Sansal – Friedenspreisträger des Jahres 2011 – in Algerien in Haft und wurde am 1. Juli 2025 zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt.
#FreeSansal #freeboualemsansal

FREIHEIT FÜR BOUALEM SANSAL

Solidaritätsveranstaltung mit vielen Beteiligten

17. Oktober 2025, 20 Uhr

Katharinenkirche, Frankfurt am Main



www.merlin-verlag.com | merlinverlag | Halle 3.1 D91

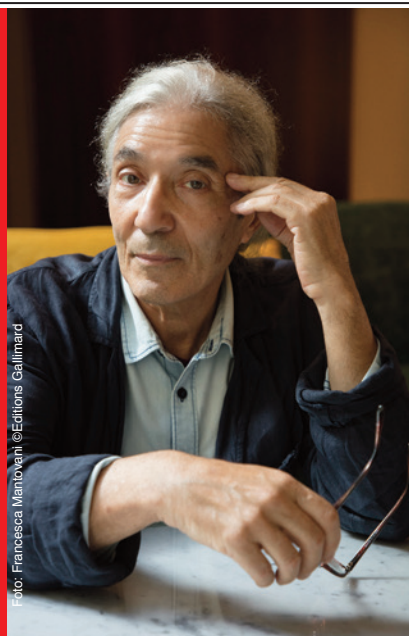
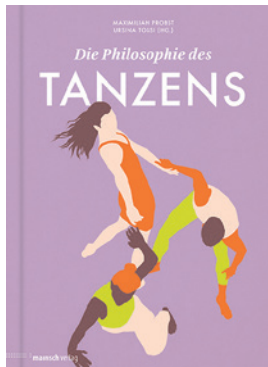


Foto: Francesca Maniavani © Editions Gallimard

Boualem Sansal

Rezensionen **Sachbuch****Komm tanzen**

»Die Philosophie des Tanzens« ist Leiblichkeit – teilweise verkopft



»Stehe ich noch herum oder tanze ich schon?«

– aus »Die Philosophie des Tanzens«

»... ist wie ein Tanz von Kraft um eine Mitte, / in der »betäubt ein großer Wille steht.« Nicht nur in der Literatur ist vom Tanz vor allem metaphorisch die Rede. Tanzende Sterne etwa will Nietzsches Zarathustra aus dem Chaos gebären. Keineswegs metaphorisch untersucht der Sammelband »Die Philosophie des Tanzens« diese Bewegungskunst. Sie geht natürlich alle an, die meisten Stimmen im Buch hingegen kommen aus dem Berufstanztum.

Was macht diese flüchtige Kunst aus? Wie verhalten sich Choreografie und Spontanität, Gruppe und Individuum zueinander? Was machen Flow und Innerlichkeit miteinander, braucht es reales Publikum oder reicht die Vorstellung seiner Anwesenheit? Solchen Fragen folgen die Texte. Darunter sind interessante Aspekte, manche recht fachspezifisch. Andere lesen sich ein bisschen wie Antragsprosa für die Kulturförderung – gerade im Tanz wird inhaltlich bisweilen mehr behauptet als sichtbar gemacht.

Die Schwerpunkte im Band sind nicht ausbalanciert. So beschäftigen sich gleich zwei Beiträge mit Tanz und Wasser. Die choreografischen und biografischen Überlegungen sind sehr speziell. Auch über Kolonialismus oder »andere« Körper wird gespro-

chen, aber nur bezogen aufs Künstlertum. Natürlich ist Tanz verkörpert Wissen und darauf kann man hinweisen. Was das mit einem macht, wäre aber auch interessant zu erfahren gewesen. Ebenso, was es bedeutet – neben der metaphorischen Verwendung –, Körper als Archive zu bezeichnen. Und wie man archivierte Bewegung reanimiert.

Die Texte zum Tanzen allgemein, zum Clubbing und Tanzen als privatem Vergnügen sind vielversprechender. Darin finden sich sicherlich mehr Leser und Leserinnen wieder – ob sie nun gern allein in der Küche tanzen, in der Öffentlichkeit mit dem Fuß wippen oder andere Tanzflächen dieser Welt erobern. Sie können dabei dem komplexen Gedanken nachgehen, wie viel demokratisches Zusammenkommen im Tanz um eine Mitte steckt oder stecken kann.

TOBIAS PRÜWER

■ Maximilian Probst u. Ursina Tossi (Hg.): Die Philosophie des Tanzens. Hamburg: Mairisch 2025. 232 S., 24 €

Postkarten vom Abgrund

»Extremwetterlagen. Reportagen aus einem neuen Deutschland« zeigt, dass Ostdeutschland keine westdeutsche Erfindung ist

Es gibt Bücher, die sollte man lesen, will man Ostdeutschland verstehen. Steffen Maus »Ungleich vereint« gehört dazu. Und jetzt auch »Extremwetterlagen« vom Leipziger Soziologen Alexander Leistner, den Autorinnen Manja Präkels, Tina Pruschmann und der Professorin Barbara Thériault. Das Szenario geht so: Jeder Autorin wird ein ostdeutsches Bundesland zugeordnet. Präkels besucht Kulturprojekte, Initiativen und Vereinsfeste in Brandenburg, Pruschmann radelt durch Sachsen, Thériault arbeitet für eine Lokalzeitung im Thüringer Wald. Leistner liefert von seinem Schreibtisch den historischen Rahmen.

Über Monate sind die Überlandschreiberinnen unterwegs, Ostdeutschland haben sie sich entweder schon literarisch (Präkels: »Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß«; Pruschmann: »Bittere Wasser«) oder akademisch (Thériault: »Abenteuer einer linkshändigen Friseurin«) genähert. Sie sitzen mit Trinkern, die auf Freie-Sachsen-Plakate starren, auf Marktplätzen, fahren mit Regionalzügen, in denen Integration plötzlich funktioniert, lauschen in Gaststätten, in denen rassistische Parolen keinen Widerspruch provozieren. Die daraus entstandenen literarischen Reportagen spielen vor einer Drohkulisse, deren bekannter Ausgang dem Leser immer wieder einen Klotz in den Hals setzt: die Landtagswahlen 2024.

Die erschreckenden Zeitzeugnisse wechseln sich ab mit der Schönheit von Alltagsmomenten und Landschaften, bevor Nazisticker an der Bushaltestelle die Brüche in dieser Gesellschaft offenbaren. »Extremwetterlagen« zeichnet meist anekdotisch eine Kontinuität rechtsextremer Landnahme von der DDR ins Heute. Die literarischen Erzählungen schaffen ein Verständnis für diesen Landstrich und die politischen Gegebenheiten, wie sie zum Beispiel Mau systematisiert hat. LEON HEYDE

■ Alexander Leistner, Barbara Thériault, Manja Präkels, Tina Pruschmann: Extremwetterlagen. Reportagen aus einem neuen Deutschland. Berlin: Verbrecher 2025. 208 S., 20 €



**»Die Schönheit verträgt den Terror nicht.
Die Schönheit sagt: Sieh da nicht hin.«**

– aus »Extremwetterlagen«

Bullshit-Bingo

»Populistische Spiele« versucht, Sinn in irrwitzige politische Aktionen zu bringen

Zionistische Laserkanonen aus dem All entzünden Waldbrände in Kalifornien. Frauen treiben auch nach der Geburt ab. Fürs Tempolimit fehlen die Verkehrsschilder und ein Koch krönt sich zum König: Die Gegenwartspolitik ist voller Falschbehauptungen. Meinen die das ernst? Die Wahrheit liegt dazwischen, sagen die Politikwissenschaftler Robert Feustel und Gregor Ritschel, die in »Populistische Spiele« »Bullshit als politische Strategie« untersuchen.

Bullshit ist purer Unsinn. Wer lügt, erkennt die Existenz von Wahrheit an, wer Bullshit verbreitet, kümmert sich nicht darum. Ihn interessiert nur die Performance. Hier setzt der Spielbegriff an. Spiel als gemeinsame Praxis ist Überschreitung und Entwurf anderer Räume und Regeln. Ernst und Spaß verschwimmen. So lässt sich die Krönungszeremonie des Reichsbürgers Peter Fitzek als LARP (Live Action Role Playing) verstehen. Während der Pseudo-Krönung glauben alle Beteiligten an die Kraft des hohlen Rituals, halten gemeinsam die Illusion aufrecht.

Populisten erzeugen alternative Wirklichkeiten. So wird der seit 2017 aktive QAnon-Verschwörungsmythos als ein Alternative Reality Game lesbar. Solche Computerspiele vermischen Realität und Spielelemente. Das Spiel wird hyperreal, Realität wird zur Simulation. Zusätzlich dient es der Affektmobilisierung und dem Aufbau sozialer Beziehungen. Die gemeinsame lustvolle Performance setzt Emotionen frei, eint nach innen und schirmt nach außen ab.

Der Zugang übers Spiel plausibilisiert absurde Situationen, etwa dass sich erwachsene Menschen Targas ins Gesicht hängen, um gegen die Pandemiebekämpfung zu demonstrieren. Der Spielansatz nimmt den Populismen nicht ihre Gefährlichkeit. Aber ermöglicht, sie in einem Zwischenschritt ernst zu nehmen, ohne sie sofort zu pathologisieren und aus Unsinn umstandslos Irrsinn zu machen. TOBIAS PRÜWER

■ Robert Feustel, Gregor Ritschel: Populistische Spiele. Bullshit als politische Strategie. Stuttgart: Kohlhammer 2025. 130 S., 24 €



»Das Spiel ist Motor der affektpolitischen Mobilisierung.«

– aus »Populistische Spiele«



»Wir möchten unsere textile Liebe mit allen Menschen teilen.«

– aus »Hunderunde«

Slow Fashion

Das illustrierte Sachbuch »Hunderunde« möchte ein neues Bewusstsein für Textilien schaffen

Klamotten gibt es überall für wenig Geld. Damit sind unmenschliche Arbeitsbedingungen und Ressourcenverschwendung verbunden. Das Cover von »Hunderunde. Wie weit wir für unsere Kleidung gehen« zeigt einen von der Leipziger Illustratorin Nadine Prange gezeichneten Hund, der eine Unmenge an Kleidungsstücken trägt, inmitten von unzähligen Schuhen, Hüten, Sonnenbrillen, die auf dem Boden verstreut herumliegen. Dem reich illustrierten Sachbuch für Kinder ab neun Jahren steht das Motto voran: »Wir leben Mode. Doch was wissen wir eigentlich über den wahren Wert der Stoffe, die wir auf unserer Haut tragen? Jedes Kleidungsstück hat eine Geschichte. Und jeder Mensch sollte sie kennen. Finden wir.«

Wir – das sind Frauke Angel, die den Text verantwortete, Nadine Prange, die die Illustrationen lieferte, sowie Eva Howitz und Lena Seik von der Leipziger Initiative zur Stärkung textilen Bewusstseins Lokaltexil. Sie wollen ein Neudenken anregen, indem sie auf

die Geschichte verweisen und Alternativen benennen, um aus dem Kreislauf, den die Konsumgesellschaft vorgibt, auszubrechen. Herausgekommen ist ein »Protestbuch gegen das Wegwerfen, Wegschauen«.

In sechs Kapiteln erzählt das Buch in Text und Bildern vom Mode-Kreislauf – vom Schatz Textil über Fast Fashion, Label, Logo, Brand, Rohstoffe, textile Prozesse bis zu Shoppen stoppen. Im abschließenden Kapitel berichten die Beteiligten, wie sie selbst mit ihrer Kleidung umgehen und woher sie stammt, und laden außerdem zu einer Fantasiereise ein – was wäre, wenn: »Jeder Mensch nur drei Outfits hätte? Es verboten wäre, Kleidung wegzuschmeißen? Textilien so wertvoll wie Diamanten wären?« Zu diesem wichtigen Buch gehört auch eine digitale Wissenssammlung (www.lokaltexil.de/textiles-wissen). BRITT SCHLEHAHN

■ Frauke Angel (Text)/Nadine Prange (Ill.), Lokaltexil: Hunderunde. Wie weit wir für unsere Kleidung gehen. München: Oekom 2025. 64 S., 22 €

ANZEIGE

Für alle klugen Köpfe

Auf der ganzen Welt tüfteln Menschen gemeinsam an Lösungen für die großen Probleme unseres Planeten und entwickeln herausragende Erfindungen, die das Leben besser machen.

Ein Buch für alle, die sich zu echtem Fortschritt inspirieren lassen möchten.



AUF DER
FRANKFURTER
BUCHMESSE
FINDET IHR UNS HIER

HALLE 3.1 D70

+

HALLE 1.2 A47

192 Seiten, Hardcover, 24,00 Euro

► www.katapult-verlag.de

Normschöne Frauenkörper im Pop

Sonja Eismann entlarvt in »Candy Girls« den »Sexismus in der Musikindustrie«

Was ist Pop? Antworten gibt es viele. Die Diskussion um Popkultur entsteht jedoch erst gemeinsam mit der industriellen Marktökonomie. Pop ist, was populär ist. Kurzum alles, was sich massentauglich verkaufen lässt und somit immer ein Symptom für andere gesellschaftliche Entwicklungen. Diese will Sonja Eismann in ihrem Buch angehen. Dafür schreibt sie auf den ersten 100 Seiten oft polemisch und wütend, um den Diskurs abzustechen. Dann geht es ans Eingemachte: Die Berliner Journalistin legt patriarchale Strukturen in der Gegenwart frei. Sie findet sie im künstlerischen Schreiben, Produzieren, Verteilen, journalistischen Rezipieren und Kanonisieren. Am Ende dieses Ritts bewahrheitet sich Björks Erkenntnis: »Alles, was ein Typ einmal sagt, musst du fünfmal sagen.« Denn entgegen postfeministischer Jubelrufe ist die Bro Culture noch immer sehr lebendig. Dafür ist nicht der ganze Zirkus um Rammstein, Marilyn Manson oder P. Diddy en detail aufzurollen. Diese Beispiele sind auch für Eismann ekelerregende bis nervige Kontinuitäten eines sich über Jahre bewährten Systems sexueller Ausbeutung. Den eigentlichen

Coup ihres Argumentes enthüllt die *Missy-Magazine*-Mitgründerin im letzten Kapitel: den Perspektivenwechsel. Denn in den ausgemachten Strukturen entdeckt sie Erzählungen, deren Wahrheitseffekt nur in der permanenten Wiederholung entsteht. Das Resultat: Männerdominanz im Pop ist geschaffen durch bewusste institutionelle kognitive Verzerrungen. Eismann versucht im fulminanten Finale ihres Buches eine Gegenerzählung der westlichen Popgeschichte. Ihre Wurzeln, Einflüsse und Stilprägungen sind alles andere als cis-männlich codiert. Bleibt nur noch die fünfmalige Wiederholung, bevor es auch die selbsternannten *tastemaker* in Feuilleton- und Musikredaktionen verstehen. MARCEL HARTWIG

■ Sonja Eismann: *Candy Girls. Sexismus in der Musikindustrie*. Hamburg: Edition Nautilus 2025. 200 S., 20 €



»[E]in Mann, der mit einer Gitarre um den Hals auf der Bühne steht, ist für das Publikum in erster Linie ein Gitarrist; eine Frau, die dasselbe tut, ist zuerst eine Frau und erst dann eine Frau mit Gitarre.« – aus »Candy Girls«



Touristen sind immer die anderen

Valentin Groebner erkennt sich selbst in den Augen Dritter

Aufbrechen und Ankommen: Zwischen diesen Polen bewegt sich, wer zum Vergnügen reist. Doch wo kommt man eigentlich an? Nimmt man mehr Gepäck mit zurück als hin – zumindest emotional gesehen? Und warum hat man vor Ort immer etwas zu meckern, selbst wenn das Wetter mitspielt und das Büfett köstlich ist? Der Kulturhistoriker und Spezialist für Mediävistik Valentin Groebner stellt sich solche und andere Fragen, während er Notizen aus seinen touristischen Streifzügen unterbreitet.

Elegant im Stil, assoziationsreich und ohne Ariadnefaden eiert man beim Lesen durchs Buch. Sucht man nach Kohärenz, wird man nicht fündig. Dafür

hat großes Lesevergnügen, wer Groebner auf seinen Streifzügen folgt. Er berichtet von seinen Reisen der vergangenen Jahre und den Beobachtungen wie Introspektionen, die er dabei erhascht. Das ist keine Selbstbespiegelung, sondern ehrliche Selbstbetrachtung. Angereichert wird dieses mit seinen Erkenntnissen aus der Literatur und von Fachtagungen. Dadurch gewinnt das Büchlein Esprit.

Natürlich stehen Touristinnen und Touristen ungerne im Stau und sie sind so individuell wie die Heckaufkleber ihrer Wohnmobile. Diese kann man in Ruhe und en masse studieren, wenn sie sich auf engen Alpenstraßen ohne Vor und Zurück verkeilen. Groebner studiert an sich und anderen die touristische Psyche, die permanent davon geplagt ist, bloß nichts zu verpassen. Jeder Tourist sucht angeblich die Ruhe und Einsamkeit, allerdings stets dort, wo andere sie auch suchen. Um sich mit diesen dann über die Unzulänglichkeiten des besuchten Ortes auszulassen. Denn irgendetwas ist immer.

Urlaube unterliegen heute den Regeln der Bilderstellung in sozialen Medien. Man will unbedingt an derselben Stelle das gleiche Foto schießen, wie man es auf Instagram etc. gesehen hat. Damit verlieren die Ferien ihre Aura, ließe sich aus dem Stück Lesereise ableiten. Statt loszulassen erleben wir den Urlaub im Zeitalter seiner sozialmedialen Bildreproduktion.

TOBIAS PRÜWER

■ Valentin Groebner: *Abgefahren. Reisen zum Vergnügen*. Konstanz: University Press 2025. 136 S., 20 €

»Tourismus ist die Industrie, die seit fast 200 Jahren von sich behauptet, dass sie das Gegenteil von Industrie sei.« – aus »Abgefahren«



Brodelnder Ursprung

Linn Penelope Rieger begibt sich in die Welt der Vulkane

Ich hatte ein Ende aller Sehnsüchte und Ängste zu finden gehofft, hatte nach Linderung und Trost Ausschau gehalten, stand nun am brodelnden Ursprung, am unentwegt wunden Muttermund.« – Die Leipziger Autorin und ehemalige *kreuzer*-Literaturredakteurin Linn Penelope Rieger widmet sich in sechs Essays den Vulkanen und der Faszination, die sie auf Menschen ausüben, den Gefahren und dem Potenzial, das ihnen innewohnt. Sie folgt dabei dem Künstler César Manrique in die Höhlen Lanzarotes, gebildet durch Lavaströme, nimmt uns mit auf die Suche nach Wissenschaftlern, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einem isländischen Kratersee verschollen sind, und folgt den Fährten des ein Jahrhundert später an einem japanischen Vulkan verschwundenen Dichters Craig Arnold. Außerdem führt sie uns auf den Spuren früher Expeditionen in die Antarktis zum Erebus, stellt uns Mbah Maridjan vor, den Hüter des Merapi auf Java, berichtet von Supervulkanen wie den Campi Flegrei und den möglichen stabilisierenden Faktoren vulkanischer Aktivität auf den Klimawandel, beschreibt den Ausbruch des Montagne Pelée auf Martinique im Jahr 1902 und die Kämpfe, die Suzanne und Ami Césaire, die das surrealistische Literaturmagazin *Tropiques* herausgaben, dort gegen den Kolonialismus fochten. In teils sehr poetischer, zarter Sprache reflektiert Rieger dabei auch immer wieder ihre eigene Position als Schreibende, die nur aus der Ferne, auf digitalen Wegen die Vulkane erklimmt, »mit meiner eigenen, eifersüchtig kultivierten und streng gehüteten Furcht vor Vulkanen, barfuß am Tisch sitzend, mit weichen Füßen, die von nichts eine Ahnung haben«. Man folgt ihr, die in ihren klugen Betrachtungen die Verbundenheit mit anderen Schriftstellerinnen und Schriftstellern stets aufzeigt, nur zu gern über die porösen Oberflächen dieser Welt. EVA BURMEISTER

■ Linn Penelope Rieger: *Zerbrochenes Feuer. Vulkane und das Ende der Welt*. Berlin: Matthes & Seitz 2025. 150 S., 32 €



»Ich machte mich auf den Heimweg, innerlich wie aufgebrochen.«

– aus »Zerbrochenes Feuer«



Emanzipation in Hemdhosen und Abendcapes

Ein Prachtband über Aufstieg, kurze Blüte und Zerstörung der Modestadt Berlin

Wie ein »moderner Automantel« aussehen könnte, fragt sich der Leser, und zack – auf der nächsten Seite dieses allwissenden Buches kommt die Antwort. Ein Foto aus der Zeitschrift *Elegante Welt* zeigt die Tänzerin Jenny Steiner im »Autopezzmantel« vor einer Luxuskarosse. Den Mantel entworfen hat Joe Strassner, wohl der am meisten bewunderte Berliner Modeschöpfer und Impulsgeber einer kosmopolitischen, eleganten Welt, die 1933 unwiederbringlich unterging. Mit schmerzhaften Folgen bis heute. Die Leistungen deutscher Modeschöpfer vor dem Zweiten Weltkrieg seien unbekannt, konstatiert Gesa Kessemeier, und Berlin komme in der auf Paris fixierten Modegeschichtsschreibung nicht vor. Diese Forschungslücke schließt nun ein prächtiger Band, für den die Mode- und Zeithistorikerin in einschlägigen Magazinen und der Tagespresse schönsten Material fand.

Was Leipzig für das Buchgewerbe bedeutete, war Berlin vom Kaiserreich bis zu Hitler für die Bekleidungsindustrie und Modebranche. Alles war in der Hauptstadt konzentriert: kreative Energie, kaufmännische Expertise und aparte Mannequins, die oft Bühnenkünstlerinnen oder Filmstars waren. Dabei waren die Anfänge wenig mondän: Weil die tonangebende französische Mode kaum erschwinglich war, wurde Berlin zunächst das Zentrum der »Konfektion« für breitere Kundinnenkreise. Erst um 1900 machten kühne neue Ideen entwickelnde Modellsalons auf, deren Prestige dem der großen Theater gleichkam. Die Glanzzeit der Berliner Couturiers waren die Zwanziger; hier lag der Höhepunkt einer Aufstiegs-geschichte und Emanzipation sowohl der großteils jüdischen Modeschöpfer als auch vieler Frauen. Sie hinterließen nicht nur auf dem Laufsteg, sondern zum Beispiel auch als Modejournalistinnen ihre Spuren.

SVEN CREFELD

■ Gesa Kessemeier: *Modestadt Berlin. Geschichte der Berliner Konfektion und Modesalons 1836-1936 - 50 Porträts*. Berlin und Leipzig: Hentrich & Hentrich 2025. 696 S., 50 €

Paul Schierle

ALGORITHMISIERUNG
Macht und Freiheit im digitalen Kapitalismus
mandelbaum verlag

Eine präzise kritische Analyse des gegenwärtigen digitalen Kapitalismus

Paul Schierle
ALGORITHMISIERUNG
Macht und Freiheit im digitalen Kapitalismus
20 Euro, 198 Seiten

Geschichte des bäuerlichen Widerstands gegen die Ausbeutung von Mensch und Natur

Florian Hurtig
500 JAHRE BAUERNKRIEGE
Widerstand gegen Landraub und Ausbeutung von 1525 bis heute
28 Euro, 358 Seiten



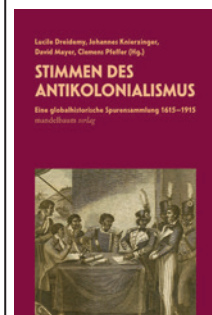
Das spannende Leben und Werk des griechischen Theaterrevolutionärs

THEODOROS TERZOPOULOS: ICH BIN KEIN OPFER DES BÜRGERKRIEGS
Sabine Fuchs im Gespräch mit dem griechischen Theaterregisseur
24 Euro, 238 Seiten

Feministische Analysen und Interventionen gegen alte und neue Kriege

Birge Krondorfer, Irmtraud Voglmayr (Hrsg.)
KRIEG UND FRIEDENSBEWEGUNG: FEMINISTISCHE PERSPEKTIVEN
23 Euro, 210 Seiten

Birge Krondorfer, Irmtraud Voglmayr (Hrsg.)
KRIEG UND FRIEDENSBEWEGUNG: FEMINISTISCHE PERSPEKTIVEN
mandelbaum verlag



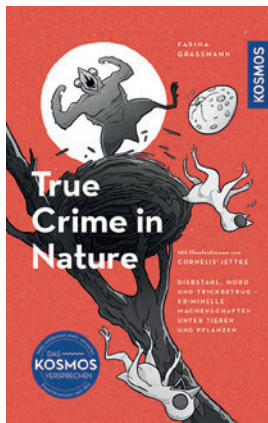
Bekannte und unbekannte antikonoloniale Stimmen im O-Ton

L. Dirdam, J. Knierzinger, D. Mayer, C. Pfeffer (Hg.)
STIMMEN DES ANTIKOLONIALISMUS
Eine globalhistorische Spurensammlung 1615-1915
27 Euro, 490 Seiten

Parteiisch und doch selbstkritisch: Die Geschichte von Seawatch & Co

Chris Grodotzki
KEIN LAND IN SICHT
Zehn Jahre zivile Seenotrettung im Mittelmeer
20 Euro, 296 Seiten





Kriminelle leben länger

»True Crime in Nature« ist eine Naturkunde der besonderen Art

In der Evolution überlebt der, der sich am besten anpasst. Das versuchen Tiere und Pflanzen auf verschiedenste Weise. Oft stecken Strategien dahinter, die man moralisieren könnte. Das macht »True Crime in Nature«, aber nur aus Spaß. Autorin Farina Graßmann schaut auf »Diebstahl, Mord und Trickbetrug« in Flora und Fauna. Allerdings, um sie den Lesenden näherzubringen. Und sie dann mit allerhand Wissen zu überschütten. Ihr Buch funktioniert folglich selbst ein bisschen wie ein Trickbetrug.

Die Naturbegeisterung kann Graßmann nicht verhehlen. Locker führt sie in kurzen Geschichten in Themenbereiche ein wie lebende Vorratskammern, Feinde im eigenen Bau und Amputationen zum Fresen. Es wird erkundet, wie sich Arten die Treue ihrer Partner erzwingen und natürlich das Wesen der

zum Sinnbild gewordenen schwarzen Witwe. Darunter sind viele nicht weithin bekannte Informationen. Dass sich manche Insekten in den Körpern anderer einnisten und sie von innen auffressen, ist gruselig und hat nicht jeder auf dem Radar. Auch dass Kuckuckskinder anderen Vogeleltern nicht nur untergeschoben werden, sondern sie eher schlüpfen und die anderen Eier aus dem Nest werfen, ist nicht so verbreitetes Wissen.

Man liest über Schneckenschnodder und tierische Zombies, perfekte Tarnungen, fiese Fallen und tödliche Gifte. Die Texte sind kurzweilig gehalten. Und sie folgen einem Schema F: Nach einem anthropomorphisierten Einstieg – »Meister der Manipulation«, »Sexfalle«, »Körperverletzung« – führt Graßmann zum eigentlichen Thema und beschreibt es an Fallbeispielen. Das ermüdet auf Dauer, weshalb man das Buch besser nicht am Stück, sondern nebenher liest. Es ist ein leicht zugänglicher Wissensschatz und schon für jüngere Lesende geeignet. Herrlich sind die vielen skurrilen Illustrationen von Cornelis Jettke, die das Buch noch mehr zur Umblätterfreude machen. Da balanciert ein Pinguin auf der Nase eines Buckelwals, fliegen Ölkäfer per Anhalter. Und verschießen Schnecken Schnodder. TOBIAS PRÜWER

■ Farina Graßmann (Text)/Cornelis Jettke (Ill.): True Crime in Nature. Diebstahl, Mord und Trickbetrug – Kriminelle Machenschaften unter Tieren und Pflanzen. Stuttgart: Kosmos 2025. 192 S., 20 €

»Unter den Wurzelkrebsen sind schon die Kleinsten kriminell.« – aus »True Crime in Nature«

Kein Masterplan Zions

Flucht und Vertreibung der Palästinenser hatten mehrere Ursachen, zeigt Historiker Benny Morris

Zunächst: Es ist keine neue Einsicht, aber das Buch liegt nun erstmals auf Deutsch vor. Aber: Immer wieder wurde die differenzierte Erkenntnis, dass Flucht und Vertreibung der Palästinenser und Palästinenserinnen mehr als eine Ursache haben, von der einen oder der anderen Seite vom Tisch gefegt. Das Vom-Tisch-Fegen fällt nun schwerer, weil die Last der Argumente und Quellenbelege für den Historiker Benny Morris sprechen.

Die einen behaupten, rund 700.000 Palästinenserinnen und Palästinenser hätten nach der Staatsgründung Israels 1948 freiwillig das Gebiet verlassen. Sie seien von ihren Anführern dazu veranlasst worden, um nach dem Sieg arabischer Milizen – und später der arabischen Allianz – zurückzukehren. Die anderen sprechen von geplanter Vertreibung, der »Nakba«. Weder noch, entgegnet Morris.

Er identifiziert zwei Wellen der Fluchtbewegung. Während der ersten seien die Menschen vor allem vor den Kriegseignissen und lokaler israelischer Übermacht geflohen. Auch riefen arabische Anführer dazu auf, Dörfer zu verlassen. Es gab aber ebenso gezielte Angriffe israelischer Militärs und Milizen, um Gebiete zu entsiedeln und Menschen zu vertreiben. Zum Teil durften Geflüchtete auch nicht mehr zurückkehren. Ein Masterplan zur Vertreibung existierte allerdings nicht.

Diese historische Erkenntnis lindert das Leid der Menschen nicht, aber entkräftet die Dämonisierung Israels. Außerdem wird in dem Zusammenhang oft ig-

noriiert, dass schon im Zweiten Weltkrieg, aber auch danach viele Jüdinnen und Juden Staaten wie Syrien und den Irak verlassen mussten und es dort zu Pogromen kam.

Geschichte ist höchst selten monokausal, das zeigt Morris auch an der Genese der Fluchtbewegungen. Dabei ist ebenso zu beobachten, wie lokal die arabischstämmigen Menschen dachten. Ein arabischer Nationalismus verfiel bei wenigen, sie fühlten sich nicht als Nation. Auch das gehört zur Wahrheit. Kennt man diese – und länger zurückliegende – Wurzeln des Nahostkonflikts, begreift man dessen Komplexität.

TOBIAS PRÜWER

■ Benny Morris: Die Geburt des palästinensischen Flüchtlingsproblems. Eine Neubetrachtung. Aus dem Englischen von Hartmut Lenhard. Leipzig: Hentrich & Hentrich 2025. 825 S., 39 €



»Die Entstehung des palästinensischen Flüchtlingsproblems war fast unvermeidlich angesichts der geografischen Vermischung der arabischen und jüdischen Bevölkerung in einem winzigen Land, der Geschichte der arabisch-jüdischen Feindseligkeiten zwischen 1881 und 1947 ...« – aus »Die Geburt des palästinensischen Flüchtlingsproblems«

Ein bisschen Streit

Ilko-Sascha Kowalczuk und Bodo Ramelow sind sich oft einig – und man lernt aus ihrem Gespräch



Im ersten Moment erscheint es ein ungewöhnliches Gesprächsduo, das der Beck-Verlag zusammengeführt hat. Beim genaueren Nachdenken jedoch nicht. Zwar hat der Historiker und Einmischer Ilko-Sascha Kowalczuk sich oft dezidiert gegen die PDS/Linke positioniert. Und sein Freiheitsbegriff erfasst Emanzipatorisches von links nicht oder lässt es nicht zu. Doch ist Bodo Ramelow auch kein gewöhnlicher Parteilinker und mit seiner Herkunft aus der Gewerkschaftsbewegung West und der Kirche ein Vertreter dessen, was einmal die Sozialdemokratie ausmachte. Außerdem macht er sich für den Osten stark, ohne ihn zu verklären.

Auch Kowalczuk kann die Entmündigung der Ostdeutschen durch Autoren wie Dirk Oschmann nicht ertragen. So entsteht ein differenziertes Bild. Dass dabei so wenig Konfliktpotenzial auftaucht, überrascht. Aber man lernt im Buch einiges, gerade weil es nicht

auf Krawall gebürstet ist. So ergänzen sich beide in ihren Ansichten zu AfD und BSW. Interessant sind die historischen Details um die Wende- und Nachwendezeit herum. Wenn Ramelow schildert, wie er Konsumbetriebe retten wollte und dabei nicht an der Treuhand scheiterte, sondern an Grund- und Bodenbesitz, oder Kowalczuk aus dem Nähkästchen von so manchem Wohnzimmertreffen plaudert.

Es geht um die fehlende Auseinandersetzung mit dem erlebten Autoritarismus, um das Einrichten in einer Welt, in der Staat und Kombinat schon alles richten – und das spätere Verklären dessen. Die Selbstzerstörungen Ost verteidigt Kowalczuk als allzu menschlich, etwa das Konsumverhalten, das 1990 mithilfe, Betriebe in die Insolvenzen zu treiben. Verpasstes im Einigungsprozess ist Thema, eine Verfassungsdebatte und Brechts Kinderhymne als Ersatz fürs Deutschlandlied. Es gibt einige Denkanstöße. Dass jedoch über Abtreibung und deren Illegalisierung nach der Wende nicht gesprochen wird, kann nur zwei Männern passieren.

TOBIAS PRÜWER

■ Ilko-Sascha Kowalczuk, Bodo Ramelow: Die neue Mauer. Ein Gespräch über den Osten. München: C. H. Beck 2025. 239 S., 24 €

»Wir bewegten uns ausschließlich in der Westwelt, oder genauer, wir haben im Osten Westwelt gespielt.« – »Also ich kenne kaum einen Ostler, der Tellkamps ›Turm‹ zu Ende gelesen hat.«

– aus »Die neue Mauer«

Die Anziehungskraft der Andersartigkeit

Gustaf Nagel: Der Prophet vom Arendsee als multiperspektivisches Forschungsgebiet

Ein konservativer, deutschnationaler, misogyner und homophober Mann spaziert mit nacktem Oberkörper oder in Frauenkleidern barfuß durch die Lande und lässt sich mit Hündchen, Fahne und Apfel in der Hand porträtieren – Gustaf Nagel. Endlich gibt es ein üppiges Sachbuch über den Propheten vom Arendsee, das ihm in all seiner Widersprüchlichkeit gerecht wird!

Die an der FU Berlin geschulte Ethnologin Heike Behrend erforscht die Altmark zwischen Salzwedel und Seehausen. Dort lebte in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts der Naturmensch Gustaf Nagel von Postkartenverkauf und Apfelmotivvertrieb. Er propagierte Fleischverzicht und Sonnenbaden, nahm Eintritt in seinen Garten mit selbst erbautem Tempel und trompete über den Arendsee.

Was zunächst bizarr wirkt, gelingt: Die Autorin schlägt einen Erzählbogen von der eigenen Herkunft über den Arendsee bis nach Afrika. Mittels seiner Porträts und Texte bettet sie Gustaf Nagel in eine lange Kette von »Frauen und Männern des heiligen Wahnsinns«, die – von Gottheiten oder Geistern ergriffen – in katastrophischen Zeiten nach Auswegen suchten.

Sie erforscht den christlichen »Propheten vom Arendsee« von seiner Geburt 1874 an – in Einordnung zu Lebensreformbewegung sowie Theorien und Arbeiten von Gregor Gog bis Niklas Luhmann, Johannes R. Becher bis Ursula K. Le Guin. Es entsteht ein komplexes Bild Gustaf Nagels: inklusive Entmündigung und Wanderschaft (als Flucht), drei unglücklichen Ehen, dem Bau des Paradiesgartens und seinem Versuch, eine Partei zu gründen. »Er scheiterte, blieb Außenseiter« und starb 1952 in einem »Irrenhaus«.

Seit knapp zehn Jahren gehört Heike Behrend zur »Gustaf-Nagel-Forscherguppe« um Christine Meyer, der die Bewahrung und »gottlose« Auferstehung Gustaf Nagels am Arendsee zu verdanken ist.

ANNE HAHN

■ Heike Behrend: Gespräche mit einem Toten. Gustav Nagel, Prophet vom Arendsee. Berlin: Matthes & Seitz 2025. 312 S., 28 €



»Die Altmark erschien mir plötzlich nicht nur sehr fremd, sondern auch als ein Anhängsel Afrikas.«

– aus »Gespräche mit einem Toten«

Ich möchte lieber nicht

Rolf Cantzen wirft Schlaglichter aufs Thema Desertieren

Die Möglichkeit europäischer Kriege ist nicht nur nahe gerückt, sie ist da. Angesichts dessen haben sich Debatten verschoben. Es wird über Kriegstüchtigkeit gesprochen, Teile der Politik erwägen, das Aussetzen der allgemeinen Wehrpflicht aufzuheben. In diesem Klima bricht Journalist Rolf Cantzen eine Lanze fürs Desertieren als Möglichkeit zum Ungehorsam gegenüber dem Staat.

Deserteure galten zu allen Zeiten als ehrlose Verweigerer und Feiglinge. Mit Erfindung der Nation und deren pseudomoralischer Aufladung wurden sie zu »Vaterlandsverrättern«, im Nationalsozialismus gar zu »Wehrkraftzersetzer«. Auf diesen Teil der Geschichte konzentriert sich Cantzen, während er nicht überzeugend 2.000 Jahre Desertion auf knappen Seiten abhandelt. Das reicht nicht einmal für einen losen Überblick.

»Eine Desertion ist eine moralisch gerechtfertigte, aber rechtlich sanktionierte Kündigung einer Zwangsmitgliedschaft.«

– aus »Deserteure«

Ein Drittel des Buchs behandelt die Zeit des »Dritten Reichs«, ein weiteres Drittel deutsche Kontinuitäten danach und den Umgang mit den Deserteuren in der BRD. Die DDR kommt in dieser Hinsicht nicht vor – nur in zwei Berichten über NVA-Deserteure. Gerade die Skizze der bundesdeutschen Diskussion ist interessant, weil sie mehr als Deserteure berührt. Wenn man die entsprechenden Urteile aus der NS-Zeit aufhebt, kriminalisiert man im Nachgang alle, die mitgemacht haben, so die Argumentation derer, die mitgemacht haben. Folgerichtig dauerte es bis 2009, bis alle Deserteure der NS-Zeit rehabilitiert wurden. Aber auch diese Skizze bleibt oberflächlich, die Diskussionen etwa ums Deserteur-Denkmal in Erfurt werden nicht abgebildet.

Gegenwärtige Debatten über Angriffs- und Verteidigungskriege, das Abwägen zwischen Notwehr und Nicht-mitmachen-Wollen streift Cantzen schlussendlich. Sein von persönlicher Überzeugung getriebener Stil gerät zu moralinsauer, der Ansatz inhaltlich zu sprunghaft. So nervt das Lesen mitunter. Neben einzelnen Erkenntnissen und literarischen Episoden erfasst man keine zusammenhängende »Geschichte von Gewissen, Widerstand und Flucht«. TOBIAS PRÜWER

■ Rolf Cantzen: Deserteure. Die Geschichte von Gewissen, Widerstand und Flucht. Springe: Zu Klampen 2025. 204 S., 24 €



Bodenlose Philosophie

Mit »Pragmatismus als Antiautoritarismus« ist Richard Rortys letztes Buch erschienen

Gegen Fundamentalspekulationen und Letztbegründungen schrieb der Philosoph Richard Rorty zeitlebens an. Manche schalten ihn einen Relativisten, nur weil er metaphysisch aufgeblasene Vorstellungen von universellen Wahrheiten und Objektivitäten ablehnte. Universell wohlverstanden, nicht universal. Dass das nicht zutrifft, ist nun noch einmal deutlich in »Pragmatismus als Antiautoritarismus« nachzulesen.

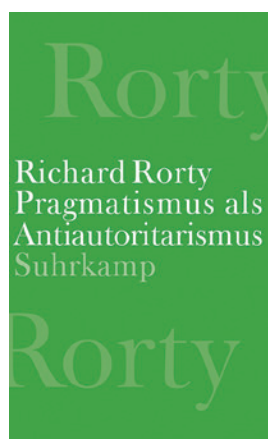
Rortys Vorlesungen von 1996 erscheinen erst jetzt auf Deutsch. Er bleibt seinem Pragmatismus treu und leitet Normen wie Erkenntnis aus sozialen Praktiken ab, denen nicht – wie Teile der westlichen Philosophie seit Descartes annehmen – eine theoretische Schau vorausgeht. Interessant ist, dass Rorty hier noch einmal den Weg seiner Gedanken illustriert: Er kommt tatsächlich von Kant und den anderen der ersten Aufklärung. Nur führt er ihre Überzeugungen konsequent weiter und wendet die Ablehnung außermenschlicher Autorität nicht nur auf den ethischen Bereich an.

Elegant verbindet er den Konventionalismus eines späten Ludwig Wittgenstein und frühen Martin Heidegger mit den sprachanalytischen Arbeiten von Willard Van Orman Quine und John McDowell, um das Repräsentationsmodell von Wahrheit zu entkräften. Wir erhalten diesem emanzipatorischen Ansatz zufolge unsere inneren Bilder nicht durch mentale Repräsentationen einer äußeren Welt, die als Autorität für deren Echtheit erhalten muss. Im Gegenteil konstituieren wir ihre Bedeutung – und damit auch Wahrheit(en) – im praktischen Vollzug. Der (semantische) Zugang zur Welt erfolgt im Erleben und Gebrauch; danach können wir abstrahieren und theoretisieren.

Auch wer dem hier nur grob Skizzierten nicht folgen mag, dem sollte nach dem Lesen einleuchten, dass die alten Vorwürfe an Rorty nie stimmten. Allzu schnell ist der Relativismus durch jene in der Welt, die ihre nicht begründbaren Letztbegründungssysteme gegen jede Vernunft aufrechterhalten wollen.

TOBIAS PRÜWER

■ Richard Rorty: Pragmatismus als Antiautoritarismus. Herausgegeben von Eduardo Mendieta. Aus dem Englischen von Joachim Schulte. Mit einem Vorwort von Robert B. Brandom. Berlin: Suhrkamp 2025. 454 S., 26 €



»Das Bedürfnis nach Weltgerichtetheit halte ich für ein Relikt des Bedürfnisses nach autoritärer Führung, also jenes Bedürfnisses, gegen das Nietzsche und seine pragmatischen Mitstreiter revoltiert haben.« – aus »Pragmatismus als Antiautoritarismus«

Zugerichtet

Ein Sammelband fragt, wie Bildungsversprechen und Kapitalismus zusammenpassen

Lieber halb- als ungebildet? Im Gegenteil, würde Philosoph T. W. Adorno antworten. Halbbildung ist ihm zufolge das Gegenteil von Bildung, orientiert sich oberflächlich-unkritisch an den gesellschaftlichen Bedürfnissen. Halbbildung führt nicht zu Selbstbestimmung und Reflexion, steht für Anpassung ans Bestehende. Wie also kann Pädagogik in diesen Verhältnissen Menschen zu Bildung befähigen, statt sie zur Halbbildung zu erziehen?

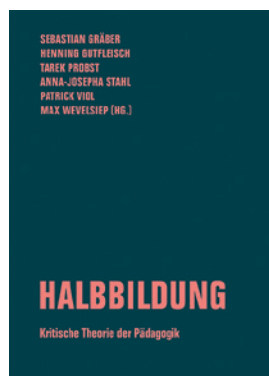
Auf dem Fundament Adornos argumentieren die Texte in »Kritische Theorie der Pädagogik«. Einige nehmen verschiedene Bildungsbegriffe analytisch wie vergleichend auseinander. Und kritisieren jeweils auf diesen fußende Verständnisse von Pädagogik. Besonders interessant sind die Beiträge, die die »bürgerliche Kälte« ins Zentrum stellen. Sie charakterisiert den Widerspruch der bürgerlichen Subjektivität, eigent-

lich freies Individuum, aber realiter Marktsubjekt zu sein. Hoch moralisiert nimmt man die eigene Ohnmacht und erst recht das Leiden der anderen nicht wahr – oder es kümmert einen nicht. Es wird erörtert, wie unter anderem Schule in der Erziehung zur bürgerlichen Kälte aktiv ist und wie man diese Zurichtung unterlaufen kann.

Gewiss eröffnet der Sammelband ein Spezialgebiet. Grobe Kenntnisse von Adornos Theorie erleichtern das Verständnis. Hat man die überblicksartige »Einführung in die Theorie der Bildung« von Andreas Dörpinghaus et al. zur Hand, gelingt das noch besser. Es geht stets darum, einen Kern kritischer Bildungstheorie zu bewahren oder behaupten, ohne die bürgerlich-idealistische Subjektüberhöhung eines Humboldt zu betreiben. In kapitalistischen Verhältnissen ist diese ohnehin uneinlösbar. Das entlarvt auch der abschließende Beitrag: Das vielbeschworene Empowerment meint nichts anderes als Einpassung und löst sich vom einst emanzipatorischen Anspruch.

TOBIAS PRÜWER

■ Anna-Josepha Stahl, Henning Gutfleisch, Max Wevelsiep, Patrick Viol, Sebastian Gräber u. Tarek Probst (Hg.): Halbbildung. Kritische Theorie der Pädagogik. Berlin: Verbrecher 2025. 280 S., 20 €



»Heranwachsende nehmen somit spätestens mit ihrem Eintritt in die Grundschule wahr, dass die Schule ihr Bildungsversprechen bricht und Schüler systematisch von Bildung ausgeschlossen werden.« – aus »Halbbildung«

Alles für Nord Stream

Steffen Dobbert und Ulrich Thiele decken das Netzwerk hinterm Pipelineprojekt auf – bis hin zum Geheimnisverrat

Ex-Stasi-Spitzel als Strippenzieher, merkwürdiges Postengeschacher, intransparente politische Vorgänge und mittendrin bekannte Namen: Nach der Lektüre von »Nord Stream. Wie Deutschland Putins Krieg bezahlt« schwirrt einem der Kopf. Unfassbar erscheint, wie Teile der deutschen Politik das russische Pipelineprojekt gegen alle Bedenken durchboxten. Bis 2022 kamen zwei Drittel der hiesigen Gaseinkäufe aus Russland, obwohl das seit Jahren ukrainische Gebiete okkupiert hatte. Möglich machten das ein mächtiges Netzwerk und mutmaßlich Korruption. Minutiös arbeiten die Journalisten Steffen Dobbert und Ulrich Thiele das heraus. Sie schildern detailreich den chronologischen Verlauf des Skandals und porträtieren Akteure.

Das Erdgas transportierende Rohrleitungssystem Nord Stream 1 ging 2011 ans Netz. Zwei Jahre darauf wurde der Bau eines zweiten Systems geplant. Das Genehmigungsverfahren wurde 2022 aufgrund der russischen Vollinvasion gestoppt. Welche Mitverantwortung Deutschland mit der jahrelangen finanziellen Unterstützung durch die Energieexporte trägt, ist bekannt. Wie Nord Stream durchgepeitscht wurde, erschüttert.

Gazprom ist ein Staatskonzern, die Gelder flossen also direkt zu Putins Kreisen. Bis 2022 überwiesen deutsche Unternehmen mehr als 104 Milliarden Euro. Indirekt finanzierte das den Krieg gegen die Ukraine mit, obwohl das Kanzleramt schon 2018 damit rechnete, dass Russland den Krieg ausweitete, so die Autoren. Die Pipelines dienten als politische Waffen. Um Nord Stream 2 zu realisieren, wurden Umweltgutachten übergangen und Prüfverfahren ausgesetzt. Die Autoren zeigen, dass es sich nicht um eine privatwirtschaftliche Unternehmung handelte, wie stets behauptet, sondern um ein politisches Projekt. Sie bezeichnen es als »historischen Fehler«.

TOBIAS PRÜWER

■ Steffen Dobbert, Ulrich Thiele: Nord Stream. Wie Deutschland Putins Krieg bezahlt. Stuttgart: Klett-Cotta 2025. 396 S., 18 €



»Sollte bekannt werden, dass ein ehemaliger Stasi-Agent einen deutschen Ministerpräsidenten dazu gebracht hat, für den Bau einer russischen Erdgasleitung auf die Nutzung eines Teils seines Bundeslandes zu verzichten, könnte die Idee schnell scheitern.«

– aus »Nord Stream«

Rezensionen **Kunstbuch**

»Die Postmoderne in der Architektur der DDR war in der Tat nicht die Lösung, sondern der Ausdruck ihrer Probleme.«

– aus »Die ernste Postmoderne«

Ernste Postmoderne in der DDR

Ein Buch über die Baukunst in den letzten Jahren der DDR und die Frage, ob es sich dabei um postmoderne Architektur handelt

Stellen das Nikolaiviertel oder der Friedrichstadtpalast in Berlin das Ende der modernen Architektur in der DDR zugunsten einer postmodernen Architektur dar? Dies und die Debatten in der Architektur über die Möglichkeit einer Postmoderne in der DDR überhaupt analysiert Kirsten Angermann in ihrem sehr lesenswerten Buch »Die ernste Postmoderne. Architektur und Städtebau im letzten Jahrzehnt der DDR«. Ursprünglich 2022 als Dissertation an der Fakultät Architektur und Urbanistik an der Bauhaus-Universität eingereicht, widmet sich die Autorin in vier Kapiteln den Debatten und Bauten der DDR in den Achtzigern, die durch den gesellschaftlichen Wandel oftmals kaum inhaltlich diskutiert wurden oder im öffentlichen Bewusstsein Wertschätzung erhielten, da ihre Fertigstellung mit dem Untergang der DDR zusammenfiel.

Ausgehend von der Feststellung, dass die Architektur der Achtziger eine bisher »unzureichend betrachtete Periode der DDR-Architektur« darstellt, fragt Angermann in ihrer zentralen These, ob »sie in die architektonische Postmoderne eingeordnet werden kann«. Umstritten sei die Einordnung, da in der

offiziellen DDR-Denke die Postmoderne als Charakteristikum der kapitalistischen Welt keinen Platz im eigenen System finden konnte. Dass dem Sozialismus die notwendige Ironie zur Postmoderne fehlte, bildete die andere Seite der Medaille und diente auch der Titelfindung des Buches.

Die vier Kapitel behandeln Nikolaiviertel und Friedrichstadtpalast, den Themenkomplex »Stadt als Ganzes« und die »Komplexe Rekonstruktion«, die Suche nach architektonischem Ausdruck und Dissidenz, Widersprüchen sowie Reformansätzen. Angermann diskutiert Bauprojekte in Greifswald, einzelne Gebäude wie den Bowlingtreff in Leipzig, die Hauptpost in Marzahn und den Innenstadtwettbewerb für Leipzig aus dem Jahr 1988, und sie stellt Architekturdebatten der Achtziger vor. Dieses sehr materialreiche und gut lesbare Buch lenkt den Blick auf die oftmals übersehenen Details in ostdeutschen Städten und die geführten Debatten. Ihm sind viele Lesende zu wünschen.

BRITT SCHLEHAHN

■ Kirsten Angermann: Die ernste Postmoderne. Architektur und Städtebau im letzten Jahrzehnt der DDR. Weimar: M Books 2025. 352 S., 49 €

Die bekannte Vergessene

Das Buch »Eine Hommage an den Menschen« stellt die Künstlerin Lea Grundig vor

Lea Langer wird 1906 in eine orthodox-jüdische Kaufmannsfamilie in Dresden geboren. Gegen den Willen des Vaters beginnt sie 1924 an der Dresdner Akademie für Bildende Künste ein Studium; dort lernt sie Hans Grundig kennen. Gemeinsam werden sie Mitglieder der kommunistischen Studentenfraktion und später der KPD, sie heiraten 1928. Mit der Machtergreifung der Nazis widmen sie sich dem Widerstand. Lea Grundig wird 1938 verhaftet, emigriert kurz vor ihrer Deportation ins KZ Ravensbrück über Preßburg nach Palästina, kehrt 1949 über Prag nach Dresden zurück, wird Professorin an der Kunsthochschule, Präsidentin des DDR-Künstlerverbandes und stirbt 1977.

Der an Grundig erinnernde Band ist von Sigrid Jacobeit herausgegeben. Sie leitete von 1992 bis 2005 die Gedenkstätte Ravensbrück und wurde dadurch mit zwei Arbeiten von Grundig bekannt. Seit 2021 beschäftigt sie sich intensiver mit Grundigs Werk in Zusammenarbeit mit der Dresdnerin Marie Heiner, die Grundig in den Sechzigern kennenlernte und sich seit ihrer Pensionierung um das Gesamtwerk von Grundig samt Erstellung eines Werkverzeichnisses kümmert.

Der Band entstand aus einem Seminar im Sommersemester 2022 am Institut für Europäische Ethnologie der Humboldt-Universität, dem eine Ausstellung an der Berliner Uni und in der sächsischen Landesvertretung folgte. Er zeigt die Bandbreite von

Grundigs Schaffen einerseits und ihre Biografie aus der Sicht von Zeitzeuginnen und Zeitzeugen andererseits. So entstand ein wichtiges Buch, das einer breiten Öffentlichkeit das Leben und Werk Grundigs näherbringt und vielleicht in naher Zukunft auch eine Museumsausstellung zum Werk initiiert.

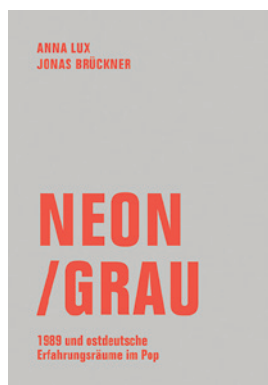
BRITT SCHLEHAHN

■ Sigrid Jacobeit (Hg.): Eine Hommage an den Menschen. Zum künstlerischen Schaffen von Lea Grundig (1926–1977). Leipzig: Hentrich & Hentrich 2025. 256 S., 29 €



»Lea Grundig ist mit ihren Arbeiten am Ende der Weimarer Republik und der begonnenen NS-Zeit erbarmungslos in die geplanten und realisierten Geschehnisse eingetaucht und hat sie in ihrer unvorstellbaren Menschenverachtung künstlerisch festgehalten.«

– aus »Eine Hommage an den Menschen«



Reichhaltiges zu 89

Anna Lux und Jonas Brückner lassen viele Stimmen zum gesellschaftlichen Umbruch 1989/90 zu

Ausgerechnet mit dem Lichterfest in Leipzig beginnt das Buch »Neon/Grau. 1989 und ostdeutsche Erfahrungsräume im Pop«. Jenes Ereignis, das in Leipzig den städtischen Gedenktag am 9. Oktober zu den Demonstrationen von 1989 markiert, von der Leipziger Tourismus und Marketing GmbH veranstaltet wird und für den symbolträchtigen Ausverkauf der sogenannten Friedlichen Revolution stehen kann. Nicht nur zu Beginn finden die Herausgeberin und der Herausgeber viele interessante Einblicke, die aus persönlichen Erfahrungen, den Debatten seit den Neunzigern sowie zahlreichen literarischen und filmischen, musikalischen und popkulturellen wie auch fachspezifischen Beiträgen entstehen. Dies gelingt auch in den acht folgenden unterschiedlichen Kapiteln zu den Ereignissen, den Folgen, den Interpretationen und zur Last für die Gegenwart und Zukunft nach 89. Die Kapitel – etwa »Unser Land verschwand so schnell« oder »Nationale Zugehörigkeiten in der ost-westdeutschen Mehrheitsgesellschaft«, »Angry Underdogs und lost Schlüsselkinder« oder »Das Odeur der Ödnis. Perspektiven auf den ländlichen Raum« – beendet jeweils das Format »Drei Fragen an«. Dort kommen ganz unterschiedliche Akteurinnen und Akteure aus dem Osten und Westen und vor allem auch verschiedene Generationen zu Wort.

Herausgegeben wird der Band von der gebürtigen Leipzigerin und promovierten Historikerin Anna Lux, Jahrgang 1978, und dem 1989 in Ostberlin geborenen Kulturwissenschaftler Jonas Brückner. Lux und Brückner arbeiteten zusammen im Forschungsprojekt »Das umstrittene Erbe von 1989. Aneignungen zwischen Politisierung, Popularisierung und historisch-politischer Geschichtsvermittlung« im interdisziplinären Verbund an den Universitäten in Leipzig und Freiburg/Breisgau – gefördert durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung von 2018 bis 2025. Ihnen gelang ein sehr interessantes und materialreiches Buch, das viele neue Perspektiven eröffnet. Eine zwingende Leseempfehlung! BRITT SCHLEHAHN

■ Anna Lux, Jonas Brückner: Neon/Grau. 1989 und ostdeutsche Erfahrungsräume im Pop. Berlin: Verbrecher 2025. 336 S., 26 €

*»Von 1989/90 ff. als
Geschichte der Vielen.«*

– aus »Neon/Grau«

Wider normative Blicke

Dawn Hoskins kurzer Überblick zu queerer Kunst ist materialreich

Auf dem Cover schauen wir auf zwei jugendliche Männer, die uns den Rücken zeigen und sich das Meer ansehen. Es ist der Ausschnitt des Gemäldes »The Critics« des englischen Malers Henry Scott Tuke (1858–1929) aus dem Jahr 1923. Auf der Rückseite des Buches zeigen sich zwei Frauen, die zusammensitzen, die eine auf dem Akkordeon spielend, die andere an einer Rose riechend, in der Mode der Zwanziger – ein Ausschnitt des Gemäldes »Ein Sommertag« der dänischen Künstlerin Gerda Wegener (1886–1940) aus dem Jahr 1927. Sie eröffnen das Spektrum von Gemälden, Grafiken, Plastiken über Film und Performance zu Internetkunst, das Dawn Hoskin in »Eine kurze Geschichte der queeren Kunst« vorstellt.

Die Kuratorin organisierte die Ausstellung »We Are Queer Britain 2022/23« im Queer Britain Museum in London. Ihr Buch erschien erstmals 2019, nun liegt es auf Deutsch vor. Vorangestellt ist Bell Hooks' Definition: »Queer bedeutet nicht, wer dein Sexpartner ist (das kann ein Aspekt davon sein), sondern queer bedeutet, dass es um das Selbst geht, das sich in Widerspruch zu allem um es herum befindet und einen Ort finden muss, an dem es sich äußern, entfalten, erfolgreich sein und leben kann.«

Das Buch ist in vier Kapitel mit Querverweisen gegliedert und ähnelt so einer Enzyklopädie. Im ersten Abschnitt zu den Kunstrichtungen – von der Renaissance bis zur Internetkunst – steht jeweils eine Seite zur Verfügung, um über Zeitraum, die wichtigsten Künstlerinnen und Künstler sowie ein beispielgebendes Kunstwerk zu informieren. Der zweite Teil stellt

einzelne Werke auf je einer Doppelseite vor – von Michelangelos »David« bis zu einer Arbeit von Alireza Shojaiian aus dem Jahr 2021. Interessant dabei ist, wo sich die Werke heute befinden. Themen wie »Visionen von Utopia« stellt Hoskin im dritten Abschnitt vor – auch hier wieder auf je einer Doppelseite mit Text und Bild samt Verweisen auf Künstlerinnen und Künstler sowie Entwicklungen. Im abschließenden Teil »Wendepunkte« werden Themen wie »Sehnsucht nach der Antike« oder »Queer und Indigen« betrachtet.

Hoskins materialreiches Überblickswerk hat ein kleines und doch bedeutendes Manko: Es nimmt eine westeuropäisch-nordamerikanisch geprägte kunstwissenschaftliche Perspektive ein, so dass einige künstlerische Entwicklungen jenseits dieser Hemisphäre fehlen. BRITT SCHLEHAHN

■ Dawn Hoskin: Eine kurze Geschichte der queeren Kunst. Ein Überblick über die wichtigsten Durchbrüche, Bewegungen, Werke und Themen. Aus dem Englischen von Katrin Höller. Berlin: Laurence King 2025. 224 S., 22 €



*»Die Künstler*innen – beeinflusst von
unterschiedlichen sozialen und politischen
Kontexten – schöpfen aus individuellen,
ganz verschiedenen Bezügen, Materialien
und Perspektiven.«*

– aus »Eine kurze Geschichte der queeren Kunst«

Rezensionen **Comic****Warum nichts tun?**

Roberto Grossi verbindet in seinem Sachcomic Klimaschutz und Systemfrage

Verdrängung ist ein Effekt, der kurzfristig Entlastung schafft. In aller Regel sind die Folgen aber dramatischer. Denn das Verdrängte kommt wieder. Katastrophal sind die Konsequenzen, welche »die große Verdrängung« nach sich ziehen wird: die Klimakatastrophe. Genauer gesagt, sind wir mittendrin. Die das nicht wahrhaben wollen, verwechseln Wetter mit Klima. Und jene, die einsehen, dass man etwas tun muss, scheitern an systemischen Widerständen. Gesamt- oder gar weltgesellschaftlich kommt der Klimaschutz nicht in die Gänge.

Das frustriert Roberto Grossi. Im Comic erklärt der Zeichner und Autor zunächst noch einmal, wie Treibhauseffekt & Co. funktionieren. Drastisch führt er die Folgen des Nichtstuns vor Augen. Um schließlich im letzten Teil die Systemfrage zu lancieren. Die selbstgestellte Frage, warum wir wenig bis gar nichts tun, beantwortet er mit: It's the economy, stupid. Der Kapitalismus, das Streben nach größtmöglichen individuellen Profiten, steht nicht nur der Rettung der Welt vor Erhitzung im Weg. Auch die soziale Frage und deren Nichtlösung sowie andere gesellschaftliche Schieflagen und Konflikte sind mit der Wirtschaftsordnung verbunden, die auf Egoismus setzt.

Grossi führt im Sachcomic viele Dinge zusammen. Klar in den schriftlichen Argumenten, überzeugt er ebenso in der Optik. Insbesondere, wenn er mit Gegenüberstellungen arbeitet, funktioniert das gut. Da schauen beispielsweise Astronauten aus einer Luke, darunter ist ein Bild von Geflüchteten, die ebenfalls aus einer Luke, aber aus dem Bauch eines rostigen Schiffs gucken. Ein Amazon-Logistikzentrum steht dem Amazonas gegenüber, eine Landschaftsidylle einer brennenden Müllkippe.

Die Zeichnungen sind naturalistisch und ausgefeilt. Grossis Perspektive ist die Totale, was bei Naturdarstellungen zu faszinierenden Panoramen führt. Sie zeigen schmerzlich, was wir alles schon verloren haben und verlieren werden. Erschreckende Ansichten – auch den Untergang kann Grossi schön in Szene setzen. TOBIAS PRÜWER

■ Roberto Grossi: Die große Verdrängung. Berlin: Avant 2025. 210 S., 25 €



»Alles, was uns am Leben hält, steckt in einer gerade mal 25 km starken Hülle, vermutlich ist das weniger als euer täglicher Weg zur Arbeit.«

– aus »Die große Verdrängung«

**Langeweile**

Es hat seinen Reiz, dem Bewusstseinsstrom eines Nichtstuers zu folgen – für manche

Der Backstein von einem Comic »Sonntag« wendet die Erzähltechnik des Bewusstseinsstroms in der grafischen Literatur an. Olivier Schrauwen erzählt nach, was sein Cousin Thibault an einem bestimmten Tag erlebt und nicht erlebt hat. Grundstimmung ist dabei Langeweile.

Man muss sich auf die fast 500 Seiten tatsächlich einlassen, auf die Gedankenketten und Hirngeburten Thibaults. Berichtet wird auch von Personen, mit denen er an diesem Sonntag Kontakt hat. Das schafft immerhin räumlich etwas Abwechslung. Denn Thibault verlässt sein Reihenhäuschen an diesem Tag nicht. Formal streng ist der Aufbau gehalten. An jedem Panel wird oben in Worten der Bewusstseinsstrom fortgeführt. Die Zeichnungen sind in bläulichen Linien festgehalten. Die Personen werden auf ihre Umriss reduziert, alles ist blass. Nichts soll davon ablenken, dass nichts passiert bei Thibault. Was wiederum den Fokus auf die anderen Menschen lenkt. Etwa wenn sie spazieren gehen und konversieren, fühlt man sich wie ein indirekter Beobachter ihrer Handlungen. Das hat einen gewissen Reiz, bleibt aber auch artifiziell. Das Buch wurde, weil es ambitioniert ist, für mehrere Preise nominiert. Eine breite Leserschaft wird es sicher nicht finden. Das Genre Graphic Novel ist also in der Kunstwelt angekommen, Form ist Trumpf.

Schade – die Idee ist nicht so abwegig, aber sie geht nicht auf. Natürlich sind auch mal interessante Gedanken darunter, ist etwas lustig. Und man mag den Widerspruch zwischen Thibaults Nicht-Erleben und den mitunter turbulenten Erlebnissen der Randfiguren spannend finden. Aber es entwickelt sich nichts daraus. Alles verliert sich wieder, ist flüchtig. Noch dazu ist Thibaults kein Sympath, im Gegenteil. Er pflegt eine überkommene Männlichkeit und ein entsprechendes Weltbild. Das könnte eine Kritik des Autors sein, aber die ist so indirekt angelegt, dass auch das Vermutung bleibt. TOBIAS PRÜWER

■ Olivier Schrauwen: Sonntag. Aus dem Englischen von Christoph Schuler. Zürich: Edition Moderne in Kollaboration mit Colorama 2025. 472 S., 42 €

»Das ist ja das Tolle an einem Sonntagnachmittag – gemeinsames Betrinken.«

– aus »Sonntag«



Poe, Ophelia, Bröcklin

Suehiro Maruo inszeniert »Die seltsame Geschichte der Panorama-Insel« als wollüstigen Manga

Und noch eine Krimi-Adaption: »Die seltsame Geschichte der Panorama-Insel« stammt aus der Feder von Edogawa Rampo. Der Schriftsteller aus Japan gilt als Erfinder der dortigen Kriminalliteratur und hat den Roman bereits 1926 publiziert. Sein Pseudonym klingt im Japanischen ausgesprochen wie »Edgar Poe«, womit seine Inspirationsquelle offengelegt ist.

Der spukt auch in diesem Krimi herum. Denn er animiert den erfolglosen Autor Hirosuke Hitomi zur kriminellen Tat. Er hat einen reichen Doppelgänger. Als der eines natürlichen Todes stirbt, inszeniert er nach der Beerdigung dessen Wiederauferstehung. Man wisse ja seit Poes »Lebendig begraben«, dass manchmal Nichttote unter die Erde kommen. Der Coup geht auf und Hitomi kann sich seinen Traum finanzieren: Der in nichts Geringerem besteht als ebenjener Panorama-Insel. Der Ausbau dieses Eilands ist ein orgiastisches Hirngespinnst zwischen Versailles mit Sichtachsen und Parks, wild-libidinösen Körperhaufen (P 18!) und einem Touch Hieronymus Bosch.

Der bekannte Mangaka Suehiro Maruo hat die Geschichte 2007/08 grafisch wunderschön adaptiert. Sein Stil besteht nicht in der typisch fix hingetuschten Skizze, die die Allerweltsmangas in Japan ausmachen. Seine sehr naturalistischen Figuren wirken eher an europäischen Comics orientiert. Die ineinander überfließenden Panels sind eindeutig japanischer Machart. Zwischen harten Kanten kommen in den Schwarz-Weiß-Zeichnungen immer wieder weiche Linien zum Vorschein. Details wie Maschinenparks und Sonnenblumenfelder zeichnet Maruo ausführlich, beweist an anderer Stelle jedoch auch Mut zum Weißraum. Und

immer wieder zeigen sich europäische Anleihen etwa an der Renaissance-Architektur, beim Ophelia-Motiv und Bröcklins Toteninsel.

Die ursprünglich als Serie publizierte Geschichte erscheint auf Deutsch in einer schönen Gesamtausgabe mit buntem Softcover. Natürlich ist es von rechts zu lesen, was aufgrund der hohen Papierqualität und -stärke auch mehrmals lohnt. TOBIAS PRÜWER

■ Edogawa Rampo (Text)/Suehiro Maruo (Ill.): Die seltsame Geschichte der Panorama-Insel. Aus dem Japanischen von Claudia Peter. Berlin: Reprodukt 2025. 272 S., 24 €



»Das ist das Paradies.«

– aus »Die seltsame Geschichte der Panorama-Insel«

ANZEIGE

Melanie Garanin

Mein Freund
RILKE

CARLSEN COMICS www.carlsencomics.de

Eine poetische
und humorvolle
Liebesgeschichte für
Rilke-Liebhaber und
Neuentdecker

Melanie Garanin
MEIN FREUND RILKE
Hardcover, 192 Seiten, farbig
26,- € (D)

Atemberaubend

Verrätst in fantastischen Bildern: »Hotel zum verunglückten Alpinisten«

Die sowjetischen Autorenbrüder Arkadi und Boris Strugatzki sind weitgehend unbekannt. Manche erinnern sich vielleicht an die Verfilmung ihres Romans »Es ist nicht leicht, ein Gott zu sein« (1990). Verfilmt wurde auch ihre Story »Hotel zum verunglückten Alpinisten«. Hier wie dort geht es – auch – um Außerirdische. Irgendwie, denn eigentlich zielen sie auf das Menschliche. Zeichner Veiko Tammjärv erzählt die enigmatische Kriminalgeschichte nun in beeindruckender Optik.

Irgendwo in den Alpen ist ein Grüppchen höchst unterschiedlicher Reisender eingeschneit. Auch Inspektor Peter Glebsky, der aufgrund eines anonymen Briefs das Hotel aufsuchte, doch nichts Verdächtiges findet. Nur kurz freut er sich über unfreiwilligen Urlaub, dann geschieht ein Mord. Und es passieren Dinge, die für den rationalen Verstand des Inspektors schwer zu akzeptieren sind.

Der Handlung kann man über die klar strukturierte Geschichte und die ebenso gestalteten Seiten gut folgen. Das Ende ist wirklich merkwürdig, lässt einen

ratlos zurück. Ästhetisch ist der Comic aber sehr reizvoll. Der estnische Zeichner hat einen experimentellen Stil mit expressionistischen Zügen. Die scheinen an der Popart geschult zu sein, die sich freilich auch der visuellen Comicsprache bediente.

Tammjärv verwendet häufig großflächige Panels und starke Kontraste wie Schwarz-Rot, Schwarz-Blau und Schwarz-Weiß. Bergschluchten und Flurfluchten beeindrucken; natürlich spielt sich das Geschehen meist im Hotel ab, weshalb die Gestaltung der Innenarchitektur viel Gewicht bekommt. Der Zeichner achtet genau auf diese Hintergründe, schafft Perspektivwechsel und aufregend-atemberaubende Ansichten. Dabei erinnert er an Lucas Hararis Mystery-Thriller »Der Magnet«, der ebenfalls in den Alpen spielt und quasi von einem verunglückten Alpinisten handelt.

TOBIAS PRÜWER

■ Arkadi Strugatzki, Boris Strugatzki (Text)/Veiko Tammjärv (Ill.): Hotel zum verunglückten Alpinisten. Aus dem Estnischen von Maximilian Murmann. Berlin: Voland & Quist 2025. 128 S., 30 €



»Dieses Thema fällt in den Bereich der Poesie.«

– aus »Hotel zum verunglückten Alpinisten«

Crashkurs Okzident

»Europa, die EU und ich« ist ein feiner Politik-Erklärbar-Comic



Wo ist Europa, was macht die EU aus und was haben die in Brüssel je für uns getan – von offenen Grenzen, Freihandel und Frieden einmal abgesehen? Der französische Zeichner Kokopello ist nach eigener Aussage zu jung, um den Mauerfall miterlebt zu haben. Ein Zusammenwachsen Europas habe er nie gefühlt, mit ihm verbindet er keine Emotionen. Der Überfall auf die Ukraine habe etwas verändert. Also brach er auf zur Reise durch Europa, ins Zentrum der EU und an die Peripherie, um den Kontinent buchstäblich zu erfahren.

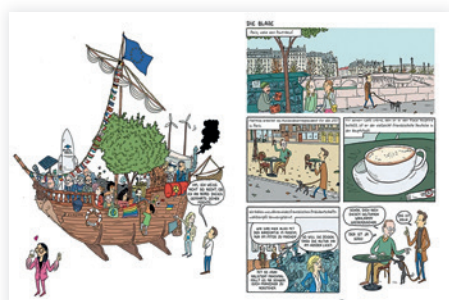
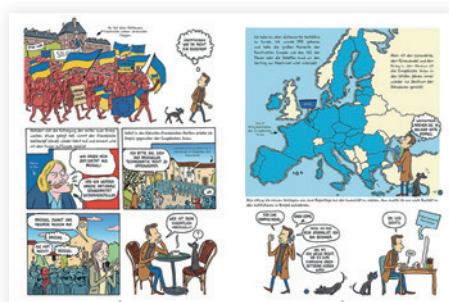
Insgesamt acht Länder besucht Kokopello und immer wieder die EU-Institutionen. Seine locker-flockig gestaltete Reportage beleuchtet ihre oft undurchsich-

tig wirkenden Strukturen. Er erklärt, wie die EU funktioniert, wer wo mitbestimmt. Er lässt bekannte Politiker und Politikerinnen als Cartoonfiguren auftreten, die er wohl tatsächlich getroffen hat.

Neben dieser Einführung in die Funktionsweisen der EU schildert der Autor und Zeichner die drängendsten Probleme unserer Zeit, den Klimawandel, der natürlich derzeit von Ukrainekrieg und Energiekrise überschattet wird. Und er besucht die EU-Außengrenze, mit der sich die Gemeinschaft als Festung gegen Geflüchtete abschottet. Auch hier sieht er schonungslos hin.

Dass das nicht so düster ausfällt, wie es klingt, liegt an Kokopellos Stil. Die Zeichnungen sind hübsch-krakelig, was Lebendigkeit ins Buch bringt. Und er hat eine gute Beobachtungsgabe. So füllt er die Seiten auch mit vielen lebensweltlichen Details der Länder, die er bereiste. Schildert seine Geschmackseindrücke aus den Landesküchen und einige Eigenwilligkeiten. Das verquirlt er zum munteren Crashkurs Europa, der vor allem für jüngere Leserinnen und Leser Wissen gut aufbereitet. Und auch viele Ältere werden noch etwas lernen können. TOBIAS PRÜWER

■ Kokopello: Europa, die EU und ich. Eine Reise ins Herz der europäischen Politik und Kultur. Aus dem Französischen von Sarah Pasquay. München: Kneesebeck 2025. 192 S., 25 €



»Ich weiß nicht, ob es daran liegt, dass ich gerade ein Land verlassen habe, in dem Krieg herrscht, oder daran, dass ich wieder Netz habe und mit meinen Lieben sprechen kann, aber wir befinden uns im Osten von Polen, in der EU, und zum ersten Mal fühle ich mich wie zu Hause.« – aus »Europa, die EU und ich«



Also stach Zarathustra

»Wenn du zum Weibe gehst...« ist ein Verwirrspiel von einem Psychothriller

Ist sie nur die Kellertreppe heruntergestürzt? Oder hat Ehemann Simon etwas mit dem Tod von Sylvia Davenport im gemeinsamen Haus zu tun? Die Nachbarn munkeln, die Polizei glaubt lange an einen Unfall. Und Witwer Simon fällt vom Glauben ab, als er Sylvia am Fenster seines Hauses erblickt. Im Unglückskeller taucht plötzlich der Schriftzug »Hilfe! Lass mich raus!« auf.

Wie Sylvia die Treppe hinunter, so stürzt der Leser in diesen Comic hinein. Novellenartig beginnt die Geschichte direkt mit den harten Tatsachen des Lebens. Man muss ob der Erzählgeschwindigkeit einige Male innehalten oder sogar zurückblättern. Denn so, wie Simon allmählich an seinen Sinnen zweifelt, so muss der Betrachter genau aufpassen, um mitzukommen. Nicht nur Simon raubt der alte Casper Delorme mit wirrem Zeug über einen Dämon im Weibe und unheimliche Körpersäfte den Verstand. Das Kauderwelsch mixt er mit Nietzsche-Zitaten und einer Messerspitze.

Diesen haarsträubend verbohrt Hotelbesitzer hat Autor Patrick Delperdange ersonnen. Das ganze Setting in einem Dörfchen ist vom Hauch des Mysteriösen überdeckt. Beklemmung liegt in der Luft, die André Taymans in seinen Zeichnungen treffend einfängt. Sie sind in einer feinen Ligne claire gehalten und trotzdem ziemlich realistisch. Rund und schwungvoll

drückt sich in ihnen Sinnlichkeit aus. Das fällt gerade bei einigen erotischen Szenen ins Gewicht und besonders wenn die Cover-Heldin Sylvia Davenport ins Licht gerückt wird. Wahrscheinlich ist die Kraft der Bilder dem Umstand geschuldet, dass der preisgekrönte Comic ursprünglich in Schwarz-Weiß erschien und erst später koloriert neu veröffentlicht wurde. Die Gleichzeitigkeit mancher Ereignisse oder ihre fälschlicherweise angedeutete Gleichzeitigkeit verursacht etwas Verwirrung. Darüber kann die schöne Optik nicht hinwegtäuschen, sie versöhnt aber.

TOBIAS PRÜWER

■ Patrick Delperdange (Text)/André Taymans (Ill.): Wenn du zum Weibe gehst ... Aus dem Französischen von Resel Rebiere. Hamburg: Schreiber & Leser 2025. 80 S., 22,80 €

»So habe ich ganz nebenbei den fünften Lebenssaft entdeckt.«

– aus »Wenn du zum Weibe gehst...«

Stadt der Fußgänger

Der Kriminal-Comic »Metropolia« wirft einen düsteren Blick auf die Zukunft

Jeder Schritt ist künftig pures Gold wert. Der Emissionshandel hat den Straßenverkehr zum Erliegen gebracht; weil er nicht funktionierte. Alle Mobilitätskosten sind explodiert. Nun kann sich fast niemand mehr ein Ticket für den ÖPNV leisten, Autos sind abgeschafft. Das Zu-Fuß-Gehen hingegen wird vom Staat vergütet. Fahrradkuriere zählen zur Mittelschicht. Reisen können sich nur Milliardäre leisten. Willkommen im Jahr 2099 in Berlin, von dem Fred Duval und Ingo Römling im Comic-Krimi »Metropolia« ein dystopisches Bild zeichnen.

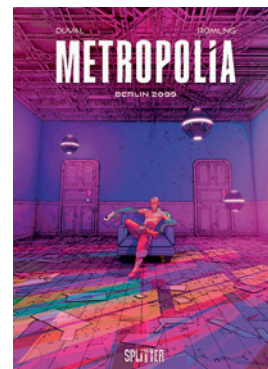
Mit 20 Millionen Einwohnern ist Berlin die größte Stadt Europas. Fast niemand kann es verlassen, weil alle Fußgänger sind. Das Setting um die Klimakrise in der Megacity bildet den Rahmen für eine Kriminalgeschichte über ein Hochhaus und dessen KI-gesteuerte Systeme. Es geht um groß angelegten Betrug und den Aufstand der Dinge. Hinter die Machenschaften der Technik soll Privatermittler Sascha Jäger kommen, der sich alsbald Ärger aufhals. Eine Fahrradkurierin springt ihm zur Seite.

Das ist eine spannende Geschichte, interessanter aber noch sind die Details, mit denen Autor Duval und Zeichner Römling das Szenario unterfüttern. Beide erfinden Architekturen, die eine Mischung aus Klassizismus und Techno-City darstellen und viel-

leicht Retro-Futurismus genannt werden können. Das Personal eines Sicherheitsdienstes trägt avantgardistische Uniformen mit preußischen Pickelhauben. Zwischendrin erscheinen Berliner Sehenswürdigkeiten wie der Fernsehturm und das Brandenburger Tor als bekannte Inseln inmitten eines Meeres der Zukunftsarchitektur.

Die Zeichnungen sind im realistischen Euro-Manga-Stil gehalten. Die Farbpalette tendiert ins Düstere, es gibt auch seitengroße Panels in Hellgrün oder Orange. In einer Szene erscheint ein virtueller Kommunikationsraum mit strahlend-praller Natur, der ganz im Gegensatz zur Beton-Glas-Verschalung Berlins steht. Das ist optisch sehr ansehnlich und liest sich in einem Husch weg. TOBIAS PRÜWER

■ Fred Duval (Text)/Ingo Römling (Ill.): Metropolia. Berlin 2099. Bielefeld: Splitter 2025. 56 S., 18 €



»Alle 15 Minuten wird ein Mieter sterben.«

– aus »Metropolia«

Rezensionen Kinderbuch

Hier wird der Aal zum Star

»Aali muss los« erzählt von der faszinierenden Wanderung des vom Aussterben bedrohten Tieres

G litschig, schlangenförmig und ausgestattet mit großen Glubschaugen – auf der Tierbeliebtheitskala von Kindern befindet sich der Aal vermutlich sehr weit unten. Der zum Fisch des Jahres 2025 gewählte Europäische Aal erfährt nun hoffentlich durch »Aali muss los« auch in der Kinderliteratur die Anerkennung, die er verdient hat. Finn-Ole Heinrich und Dita Zipfel erzählen in ihrem neuen gemeinsamen Werk von der beeindruckenden Wanderung des vom Aussterben bedrohten Tieres. Auf seinem Tausende Kilometer langen Weg vom Nord-Ostsee-Kanal zur Sargassosee nördlich der Karibik verändert sich beim Protagonisten Aali nicht nur der Körper, er hört auch auf zu essen und legt Teilstrecken über Land zurück, um sich am Ende in den Tiefen des Meeres auf noch unerforschte Weise fortzupflanzen.

Das Autorenpaar, unter anderem bekannt durch ihre Reihe über Familie Rübe, erzählt eine spannende, mitreißende, poetische Geschichte, gespickt mit witzigen Dialogen und informativen Einschüben, die niemals lehrerhaft wirken. Kinder ab sieben Jahren tauchen auch bildlich – künstlerisch sehr stimmungsvoll umgesetzt von der Illustratorin Nele Brönnner – tief ab in die Unterwasserwelt, ihre Wunder, Tücken und Bedrohungen.

Das wertvolle Buch schafft es, Begeisterung für dieses Tier zu wecken, dessen Bestand seit den Siebzigern durch Überfischung, Klimakrise, Verschmutzung wie Verbauung von Gewässern und eingeschleppte Parasiten um unglaubliche 98 Prozent zurückgegangen ist.

KAROLINE MARX

■ Dita Zipfel, Finn-Ole Heinrich (Text)/Nele Brönnner (Ill.): Aali muss los. Hamburg: Huckepack 2025. 72 S., 20 €, ab 7 J.



Kosmos Pubertät

Mit »Junge sein« lässt sich männliche Vielfalt entdecken



In »Junge sein ...« begleiten wir fünf Jungen in jeweils einer Szene, die ihre Männlichkeit herausfordert. Masato verliert seinen besten Freund und muss weinen. Dafür wird er gediss. Juri ist zerbrechlich, sanft und zärtlich. Er ist wegen seiner Homosexualität verunsichert. Feti hadert mit Stärke und Gewalt. Er sucht einen Ausweg aus der Gewaltspirale. Anton verliebt sich und stellt fest, wie schwierig es ist, seine Liebe zu gestehen, und dass Pornos realitätsferne Bilder vermitteln. Rosa ist ein trans Junge und findet zu sich. Jede Szene ist in einen treffsicheren Comic verpackt und wird mit wissenschaftlichen Reflexionen, Statistiken und Empfehlungen für Handlungsmöglichkeiten und Verhaltensweisen ergänzt. »Das Aufwachsen in einer Welt, in der Stärke eine zentrale Rolle spielt und fast immer mit Männlichkeit in Verbindung gebracht wird, bedeutet, dass wir ständig mit Gewalt konfrontiert sind.« Niedrigschwellig werden Konzepte wie

Patriarchat, männliche Dominanz und Privilegien nähergebracht. Sie laden zur Reflexion und Diskussion ein und sind nah an der Alltagswelt der Alterskohorte der ab Elfjährigen: »In der weiterführenden Schule wird Sex zum zentralen Gesprächsthema, und das ist ganz normal. Jugendliche wollen Erfahrungen sammeln und sich in die aufregende Welt der Sexualität stürzen.« Sie erfahren viel über die Frauenbewegung und wie es gelingt, »Feminist*in zu sein«, denn das »bedeutet nicht nur, das eigene Verhalten zu überdenken und anzupassen, sondern auch, auf die abwerten den Handlungen und Äußerungen anderer zu reagieren und diese zu korrigieren«, um in der Welt freier, offener, zärtlicher und sanfter sein zu können. Ein Kompass für den unergründlichen Kosmos Pubertät.

SUSE SCHRÖDER

■ Karim Ouaffi (Text)/Mikankey (Ill.): Junge sein ... Aus dem Französischen von Tünde Malomvölgyi. Leipzig: Orlanda 2025. 175 S., 23 €, ab 11 J.

Gute-Laune-Buch

»Herr Ernst kauft eine Katze« macht allen Spaß

Beim vielbeschäftigten Herrn Ernst ist der Name Programm. Excel-Tabellen und Krawatten, Effizienz und Regeln bestimmen das Leben des gestressten Miesepeters. Gegen seine Nervosität helfen ihm Tabletten, die er täglich schluckt. Bis er im Radio hört, dass Katzen viel besser gegen Stress helfen sollen – mit weniger Nebenwirkungen! Die Geschichte begeistert von der ersten Seite an. Dafür sorgen nicht nur Antiheld Ernst und der noch auftauchende Siamkater, sondern auch die grandiosen Illustrationen von Adam Pękalski. Bunt und Bauhaus – also enorm ästhetisch, und trotz klarer Linien und geometrischer Formen voller verspielter Details. Herr Ernst hat Geschmack und zeigt, dass Excel-Tabellen tatsächlich schön sein können. Aber machen wir uns nichts vor: Der Star des

Buches ist der Siamkater, der nach der Anschaffung erst mal zum Tierarzt gefahren wird. »Dieser Kater schnurrt nicht. Ich habe eine Menge Geld für ihn ausgegeben. Überprüfen Sie bitte, ob er nicht kaputt ist«, sagte er und tippte auf die Transportbox.«

Keine Sorge, mit dem Kater ist alles okay, und Herr Ernst wächst sogar noch über sich hinaus. Wie er das griesgrämige Tier zum Schnurren bringt, und ob Herr Ernst vielleicht doch noch gute Laune bekommt, verate ich nicht. Vergnüglich für Kinder und Katzenmenschen. Und alle, die das Erwachsensein ein bisschen zu ernst nehmen. LINN PENELOPE RIEGER

■ Roksana Jędrzejewska-Wróbel (Text)/Adam Pękalski (Ill.): Herr Ernst kauft eine Katze. Aus dem Polnischen von Dorota Stroińska. Berlin: Kraus 2025. 36 S., 18 €, ab 4 J.



Mit der Kraft der fünf Herzen

Eine emsige Macht im Untergrund ist
»das krassste Tier der Erde«

Regenwürmer sind ja eigentlich keine Sympathieträger: glitschig-glatt, ohne Fell und niedliches Gesicht. Oft sieht man sie auch gar nicht, außer man gräbt das Gemüsebeet um. Lässt sich aber einmal einer blicken, ist es faszinierend, mit welcher Ausdauer und Kraft sich so ein Wurm durch die Erde gräbt. Kai Lüftner hat diesem wenig beachteten Geschöpf ein Kinderbuch gewidmet: »Das krassste Tier der Erde«.

Auf der ersten Seite sitzt ein einzelnes Regenwürmchen müde von der Arbeit des Wühlens, Bohrens und Verdauens auf seinem Erdturmchen. Doch es bleibt nicht lange allein, schon kommt ein Kumpel vorbei für die gemeinsame zweite Schicht. Seite für Seite gesellen sich mehr Würmer dazu, am Ende sind es gar hundert Millionen – eine stille und emsige Macht im Untergrund, die dafür sorgt, dass der Boden gesund und fruchtbar bleibt.

Lüftners Reime stellen das stete Tun seiner Protagonisten in den Mittelpunkt, eine Handlung gibt es nicht. Auf diese Weise wirken die Bilder umso stärker: Farbenfroh und wuselig sind die Illustrationen von Friederike Ablang. Jedes Würmchen ist individuell gezeichnet, mit Mütze oder Zopf, Schnurrbart oder Brille, verliebt oder streitend. Es macht Spaß, sich in die Details zu vertiefen, ober- und unterhalb der Erde. Am Ende steht der Dank ans fleißige Würmchen und man kann gar nicht anders, als dem zuzustimmen.

Auf der letzten Doppelseite wird noch ein wenig Wurm-Wissen nachgereicht, wie etwa dass dieses Tier fünf Herzen hat. Etwas traurig stimmt, dass der Wurm im Buch auf der Text-Ebene nur unter seinen praktischen Aspekten vorgestellt wird: Er ist eben fleißig und nützlich. Am Ende ist man besonders von den Bildern so eingenommen, dass man ihm ein beglückendes Privatleben neben der ganzen Schuferei wünscht. ANDREA KATHRIN KRAUS

■ Kai Lüftner (Text)/Friederike Ablang (Ill.): Das krassste Tier der Erde. Bielefeld: Calme Mara 2025. 32 S., 22 €, ab 4 J.



Hopp, hopp, hopp, »Mama im Galopp«

Jimena Tellos Kinderbuch mit der Lösung für gestresste Eltern

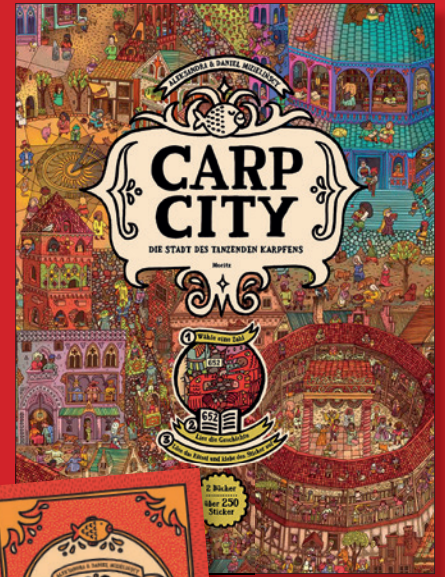
Eine alleinerziehende Mutter zweier Kinder hetzt durch ihren Alltag zwischen Job, Terminen, Einkaufen. Bis einmal der Wecker nicht klingelt, alle zu spät kommen und der Abend in Verzweiflung endet. »Was kann ich bloß tun, um schneller zu rennen und überall rechtzeitig anzukommen?«, fragt sie und verwandelt sich über Nacht auf wundersame Weise in ein Pferd. Erst mal super! Im Galopp lässt sich plötzlich alles mühelos schaffen, bis sich die Kehrseiten zeigen. Mama Pferd verspeist die Hausaufgaben, hinterlässt Pferdeäpfel im Supermarkt und kann nicht mehr kuscheln. So verwandelt sie sich lieber wieder zurück und schaltet einen Gang runter – mit weiteren Konsequenzen.

Ach, träumen da die vorlesenden Eltern zwischen Wäschebergen, Steuererklärung und Babygeschrei, wie einfach ist doch das Leben in Kinderbüchern, während die lachenden Kinder sich an den knallbunten und witzigen Illustrationen aus der Feder der argentinischen Autorin Jimena Tello erfreuen. Ein bitterer Beigeschmack bleibt jedoch bei der recht treffenden Alltagsbeschreibung und ihrer vermeintlich einfachen Lösung, der weiteren Selbstoptimierung. »Mama im Galopp« kommt so erst mal als lustige Geschichte für Kinder ab vier Jahren daher, enthält aber viel Zündstoff im Hinblick auf die aktuellen Debatten um Care-Arbeit, Mental Load, die Stellung von Familien und Alleinerziehenden in der Gesellschaft, Vereinbarkeit von Job und Kind und und und. Das Buch kann als Anregung zur Diskussion auch mit kleinen Kindern dienen, im Zweifel aber auch zur weiteren Bagatellisierung der Sorgen und Nöte der ach so gestressten Mütter (und Väter) führen, die sich täglich zwischen Familie, Arbeit und Alltag aufreiben und am Ende oft auf sich selbst zurückgeworfen sind. KAROLINE MARX

■ Jimena Tello: Mama im Galopp. Aus dem Spanischen von Marianne Gareis. Berlin: Kraus 2025. 40 S., 18 €, ab 4 J.

CARP CITY

Ein Buch, das ein Spiel ist!



- Ein Wimmelbilderbuch
- Ein Stadtführer
- 7 Stickerbögen

Wer rettet das große Fest?

Interagiere mit den Figuren, löse Rätsel, klebe Sticker auf!



56 S. (Buch),
164 S. (Stadtführer),
€ 36,- € von 8 bis 88
ISBN 978 3 89565 480 0



Erklärvideo



Moritz



Waldmagie ohne Tüll

Mit »Hexe Hazel« wird das Einfache zum Wunderbaren

Mit »Hexe Hazel – Ein Jahr im Wald« hat Phoebe Wahl ein wundervoll atmosphärisches Kinderbuch geschaffen, das durch seine Geschichten und liebevollen Illustrationen bezaubert. Vier Kurzgeschichten, eine für jede Jahreszeit, drehen sich um die kleine Hexe Hazel, die im Moosholz-Wald lebt. Ob sie ein verlassenes Ei rettet, sich gegen Sommerstress und To-do-Listen behauptet, einem winzigen Troll Gesellschaft leistet oder sich im Schneesturm verirrt und von einem Freund gerettet wird, Hazel ist eine einfühlsame, tatkräftige Heldin, die Kindern Mut macht, neugierig, hilfsbereit und offen zu bleiben. Wahls Sprache, die Nils Aulike in der deutschen Übersetzung perfekt einfängt, ist sanft, poetisch und stets kindgerecht. Besonders gelungen sind die fließenden Übergänge von Alltagsmomenten zu Fantasieelementen. Der Ton ist warm und zugewandt, ohne kitschig

zu sein. So sind auch die Illustrationen von Phoebe Wahl gehalten. Sie bilden mit ihrem Farbpanorama aus erdigen Grün-, Braun-, Rot- und Blautönen Hazels Welt gekonnt ab. Mal strahlen sie Gemütlichkeit aus, mal sind sie herrlich wild. Die Farben muten fast nostalgisch an und sind wohltuend anders. Hier zaubert keine pastellfarbene Hexe im Tüllkleid. Hazel ist eine kurvenreiche, liebevolle und starke kleine Persönlichkeit, die eher an eine Elfe erinnert. Sie zaubert auch nicht im klassischen Sinn. Ihre Superkraft liegt im Wissen über die Natur, ihrer Freundlichkeit und dem Respekt, den sie allen entgegenbringt, so dass sie Freundschaften und Gemeinschaft entstehen lassen kann. »Hexe Hazel« ist ein warmherziger Begleiter durchs Jahr. Das Buch ist entschleunigend, klug und wunderschön gestaltet und eignet sich zum Vorlesen für Kinder ab drei Jahren. MANJA REINHARDT

■ Phoebe Wahl: Hexe Hazel. Ein Jahr im Wald. Aus dem amerikanischen Englisch von Nils Aulike. Münster: Bohem Press 2025. 96 S., 22 €, ab 3 J.

Zauberhafte Unruhe

»Die verrückte Nacht« ist ein kultiges Einschlafabenteuer mit Zilly und Zingaro

Mitternacht ist Schlafenszeit für Zauberinnen. Aber während Kater Zingaro ratzfatz in seinem Körbchen einschlummert, wälzt sich Zauberin Zilly in ihrem Bett. Einmal das Zauberhandy nach Einschlaf-tipp befragt, versucht Zilly Schäfchen zu zählen. Zillys Traumschafe sind jedoch miserable Springer und bleiben mit ihrer Wolle im Zaun hängen. Die Zauberin will stattdessen lieber Frösche zählen. Die landen alle quakend in Zillys Bett. Einschlafen klappt so nicht. Auch eine Gutenachtgeschichte und ein Schlummertrunk aus Kamelspucke, grüner Rotze und anderen köstlichen Zutaten bringen keinen Erfolg. Erst mit einem Zauberspruch findet Zilly im Morgengrauen endlich zur Ruhe – ob sie Zingaro, der die ganze Nacht friedlich geratzt hat, wohl ausschlafen lässt?

Mit »Die verrückte Nacht« erscheint der 21. Band der beliebten britischen Kinderbuchreihe von Korky

Paul und Valerie Thomas auf Deutsch. Das herrlich schrille Duo aus Zauberin und Kater feiert seinen 35. Geburtstag und hat längst Kultstatus erreicht. Korky Pauls skurrile, detailverliebte Illustrationen laden einmal mehr zum Entdecken ein. Ganz nebenbei lernen Kinder die Uhr (wenn sie wollen). Oder können sich in den wimmelbildartigen Seiten verlieren. Schön zum Beispiel, wie sich Zillys spitze Nase kräuselt, nachdem sie am Ekel-Schlummertrunk geschnuppert hat. Und wie ihr immer wieder trottelig die Zunge seitlich raushängt. Das Beste: Man muss nicht alle vorherigen Titel gelesen haben, um Freude an Korky Pauls visueller Anarchie zu haben. Einschlafen fällt jedem mal schwer – Zilly ist in dem Fall eine chaotisch-warmherzige Begleiterin. JENNIFER RESSEL

■ Valerie Thomas (Text)/Korky Paul (Ill.): Zilly und Zingaro. Die verrückte Nacht. Aus dem Englischen von Ulli Günther u. Herbert Günther. Weinheim: Beltz & Gelberg 2025. 30 S., 14 €, ab 5 J.



Üben, üben, üben

»Farbe, Eule, Stift und Katze« erzählt einfühlsam von den Höhen und Tiefen des kreativen Scheiterns

Zu Weihnachten bekommt Mina ein dickes Buch mit leeren Seiten und eine Kiste mit Stiften, Farben und Pinseln. Im Laufe des nächsten Jahres füllt sie die leeren Seiten mit farbenfrohen Zeichnungen von einer Katze und einer Eule. Doch bis sie mit ihrer Eule endlich zufrieden ist, braucht es fünfzehn Anläufe. Die beiden Tiere entwickeln zunehmend ein Eigenleben – sie streiten um die besten Verstecke und darum, wer öfter gezeichnet wurde. Plötzlich wollen Mina scheinbar weder Eule noch Katze gelingen. Überhaupt sahen sie doch immer schon so komisch schief aus, mault Mina. Bevor sie jedoch frustriert alle Seiten zerstört, können Eule und Katze ihre Schöpferin an das erinnern, was sie einst antrieb: die unbeschwerte Freude am Zeichnen.

Claudia Gürtler und Renate Habinger erzählen die typischen – und altersübergreifenden – Herausforderungen künstlerischen Arbeitens mit leichter Hand. Anfangs steht Minas kindliche Begeisterung für die

Tierfiguren, Papier und Stift im Vordergrund. Doch dann kommt der Zweifel. »Zeichnen ist nicht einfach. Und Üben dauert«, heißt es treffend im Text. Diese einfache Erkenntnis bildet den Kern des Buches: dass auch etwas, das Freude macht, anstrengend sein kann – und dass sich das Durchhalten lohnt.

Renate Habingers Illustrationen fangen Minas künstlerischen Prozess eindrucksvoll ein: skizzenhaft, versponnen, mal krakelig, mal zart koloriert. Immer wieder sehen wir Mina selbst beim Zeichnen einer Pfote oder einem Ohr, beim Grübeln über ihrem Buch oder beim Betrachten des Eigenlebens ihrer Figuren. Der Text verzichtet zum Glück auf pädagogische Erklärungen oder moralische Überhöhungen. Im Zentrum steht Minas Weg: mit allen Umwegen, Rückschritten und Glücksmomenten. JENNIFER RESSEL

■ Claudia Gürtler (Text)/Renate Habinger (Ill.): Farbe, Eule, Stift und Katze. Wien: Junfermann 2025. 32 S., 18 €, ab 4 J.



Aus den Fugen geraten

»Nie wieder Frühling« entwirft auf nur knapp 50 Seiten eine ganze Welt

Bereits auf der ersten Doppelseite ist er im Hintergrund zu sehen: der Fuchs, der die Erzählung bis zur letzten Seite begleiten wird – als Symbol der Natur und des natürlichen Lebens. Beides ist in Gefahr oder sogar schon zerstört in der von Knausenberger geschriebenen und von Backes illustrierten Geschichte. Sie reiht sich in die Menge dystopischer Erzählungen ein, die den menschengemachten Klimawandel thematisieren. Doch darin erschöpft sich »Nie wieder Frühling« noch nicht: Im Mittelpunkt stehen Ben und seine sterbende Großmutter. Diese soll von ihren Kindern erst in ein Heim abgeschoben, dann für eine unbestimmte Zukunft eingefroren werden. Nur ihr Enkel interessiert sich für ihren eigenen letzten Willen. Und dieser sieht ein natürliches Lebensende vor, so wie auch ihr Leben der Natur verschrieben war. So lernt Ben von ihr, sich gut um ihre Tomatenpflanzen

zu kümmern, und hört von dem Fuchswelpen, den die Oma vor langer Zeit aufgepäpelt hatte. Zugleich muss er sie vor der Gefahr der über-optimierten Gesellschaft beschützen, die von außen in das schützende Zimmer der Großmutter eindringt. Begleitet wird diese Erzählung von Backes' Illustrationen, die durch ihre Bilder den Kontrast von Natur und grauer Realität noch mal verschärfen. Zugleich vermittelt sie überzeugend das Gefühl der Ohnmacht des noch jungen Ben gegenüber all den apathisch gewordenen Erwachsenen. Das einzige kleine (!) Manko ist die Verlagerung der Geschichte in die USA, die indirekt vermittelt, dass eine entsprechende Entwicklung dort wahrscheinlicher wäre – eine europäische Vermessenheit, die so wohl schon länger nicht mehr zutrifft. JOACHIM KERN

■ Sarah Knausenberger (Text)/Kerstin Marie Backes (Ill.): Nie wieder Frühling. Mannheim: Kunstanstifter 2025. 48 S., 26 €, ab 12 J.



In zweisamer Einsamkeit mit der Schwere umgehen

Mu und Linnea verbringen gemeinsame »Inseltage mit Rosa«

Im dritten Kinderbuch von Mareike Krügel fahren Großmutter Mu und Enkelin Linnea für ein Wochenende auf eine finnische Schäreninsel. Linnea hat ihre Freundin Rosa verloren – »wir waren Rosa und Lila, und alles war leicht. Jedenfalls kam mir alles leicht vor.« Mu, inspiriert von Tove Jansson, Autorin der »Mumins«, verliert ihre Lebensgefährtin Tuula ans Vergessen. Während der Inseltage lernen sich Mu und Linnea kennen und teilen die Schwere über die verlorenen Gefährtinnen. Ein Sturm verlängert die gemeinsame Zeit. Die Haferflocken werden knapp. Bis zuletzt teilen Mu und Linnea diese mit der ihnen zugelaufenen Möwe Zibebe. Neben endlosen Mau-Mau-Spielen erfindet Mu Gedichte, malen Mu und Linnea ein Fenster ins Häuschen – eine Verewigung, ein Ausblick.



Mu gesteht ihr: »Wenn ich mich fürchte, fange ich an zu reimen. Ich kann nicht anders. Und es hilft fast immer. Was machst du, wenn du Angst hast?« »Ich spiele mit Rosa«, sagte ich. »Beim Spielen vergesse ich irgendwie alles.« Nach den anfänglichen Spielen werden die Begegnungen zwischen Rosa und Lila rarer, bis diese Linnea ihre Entscheidung mitteilt: »Das ist der Ort meiner Wünsche. Hier kann ich spielen, so lange ich mag. Es wird nie Zeit für mich, das Leben ruft nicht nach mir. Hier muss ich nichts, und niemand will, dass ich erwachsen werde.« Linnea lässt das Leben nach sich rufen und Mu begreift: »Ich dachte immer, Tuula braucht mich, und dass das alles eine Last für mich ist, aber in Wirklichkeit brauche ich sie, um die Welt zu verstehen.« Anna Schillings Illustrationen sind einfach und präzise gehalten. Sie runden den herzigen, sprachlich ausgefuchsten Text ab. SUSE SCHRÖDER

■ Mareike Krügel (Text)/Anna Schilling (Ill.): Inseltage mit Rosa. Mit Bildern von Anna Schilling. Weinheim: Beltz & Gelberg 2025. 144 S., 14 €, ab 9 J.

ANZEIGE



Ruby Warnecke/Cornelia Funke
Fabelwesen – Fantastische Tiergestalten
ISBN: 978-3-314-10731-3



Marcus Pfister
Der Regenbogenfisch in Gefahr
ISBN: 978-3-314-10732-0



Daniel Fehr/GOLDEN COSMOS
Ich und der Zauberwürfel
ISBN: 978-3-314-10696-5



Hannah Brückner
Kolossale Katastrophe
ISBN: 978-3-314-10716-0

Besucht uns in
Halle 3.0, Stand D84

**Nord
Süd**

HIER

Hier, nur hier, kann ich mit dem Regen der Bäume sprechen
 Hier nur kann ich die traurigen Nebelschwaden riechen
 Hier nur kann ich die Klingen spüren, sie kommen vom Himmel
 Hier nur warte ich auf die Stille von Stein und Feld
 für mich allein
 Auf den Duft der Pflanzen, die sprießen, den Tau über den Wiesen
 Und auf den Wind, das pochende Herz wird noch lebendig sein
 Wenn die verstörten Vögel aus ihren Gittern fliegen

Hier, nur hier, legt sich der Wind um mich herum
 Und die Stimmen der Verborgenen bleiben nicht stumm
 Hier nur schimmern die Spuren des Anfangs durch
 Hier nur ist bezeugt, dass sich in meiner Brust Stern und
 Baum verbinden
 Und dass ein kühler Wind in die tränennassen Wangen haucht
 Dass zu meinem letzten Lächeln das Laub klatschend aufbraust
 Bevor ich in der Hängematte in einem zeitlosen Nickerchen
 verschwinde

Luna Sicat Cleto (Übersetzung: Annette Hug),
 aus dem Band »Offenes Meer«, Winterthur:
 Edition Tincatinca 2024, S. 53

DITO

Dito ko lang nakakausap ang ulan ng punongkahoy
 Dito ko naaamoy ang malungkot na alimuom
 Dito ko nararamdaman ang mag patalim mula sa langit
 Dito ko hinihintay ang mapag-isang katahimikan ng
 parang at bato,
 Ang hamog ng pampang, ang halimuyak ng umuusbong
 At ang hangin na tila buhay na pusong tumitibok
 Habang umaalpas sa mga hawla ang mga ibong tuliro

Dito ko lang masisipingan ang halos
 At mga tinig ng mga nilalang na kumukubli
 Dito lang naaaninagan ang bakas ng simulain
 Dito lang nasasaksihan ang pag-iisang-dibdib ng
 puno at bituin
 Ang dampi ng malamig na hangin sa may luha kong pisngi
 Ang masigabong palakpakan ng dahon sa muli kong pagngiti
 Habang naiidlip sa duyan itong walanghanggang
 sandali

Das nächste *logbuch* erscheint unter anderem als Beilage des *kreuzer* am 27. Februar 2026.

OHNE

taz 

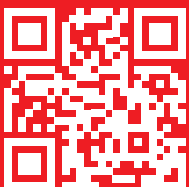


WORTE

**Die taz
auf der
Buchmesse**
Halle 3.1, D96

**Unsere Veranstaltungen
live und im Stream**
taz.de/buchmesse

... wird es immer schwerer
zu verstehen, was in der
Welt vor sich geht. Deshalb
Journalismus von links –
unbestechlich, unbequem,
unabhängig.



**Testen Sie die taz
für 10 Wochen**
taz.de/tazlesen

MADE IN EUROPE

arte

 arte.tv